

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 6,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Der Dämonensarg

John Sinclair Nr. 388

von Jason Dark

erschienen am 10.12.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Dämonensarg

Zuerst war es nur der Wind, der wie ein sanftes Ungeheuer über das Land strich, mit seinen unsichtbaren Armen in jedeBodenspalte fuhr, sie untersuchte, sich wieder erhob, gegen dieBäume drückte, mit dem Laub spielte, sich weiter hinaus in die Ebene bewegte und dort das hochwachsende Gras kämmte, als würde sich jeder einzelne Halm vor ihm verneigen. Er war nicht bösartig, kein Sturm wirbelte über die Felsen oder heulte in den schmalen Buchten und Graten. Das Meer blieb ruhig, ein weiter Ozean, der von den Seefahrern respektvoll als »Grauer Atlantik« bezeichnet wurde.

Das Säuseln des Windes blieb. Die Nacht hatte ihn aus einem Schlaf geweckt. Aber es waren auch andere wach geworden, die lange und fest geschlafen hatten, die sich versteckten, die bewachten und die das Raunen des Küstenwindes wie einen an sie gerichteten Ruf empfangen hatten. Das Flüstern lag plötzlich in der Luft.

Hätte jemand zugehört, es wäre ihm nicht möglich gewesen, seine ursprüngliche Richtung zu bestimmen. Von überallher schien es zu kommen, auch aus den düsteren Wolkenbergen, die beinahe lässig über den nachtdunklen Himmel trieben.

Es waren beklemmende Sätze und Worte, die sich die drei noch Unsichtbaren zuwisperten. Sie erzählten von einer anderen Zeit, die tief in der Vergangenheit vergraben lag und erst jetzt an das Licht des Tages und in den Rhythmus der Gegenwart geholt worden war.

»Er ist in Gefahr«, sagte die eine Stimme, deren Klang vom Wind weitergetragen wurde.

»Ja, ich merke es«, erwiderte die zweite Stimme.

»Wir dürfen es nicht zulassen«, meldete sich die dritte Stimme.

»Dann müssen wir uns zeigen!« stellte die erste energisch fest. Es klang wie ein Befehl.

Die anderen beiden schwiegen. Sie sahen, obwohl sie nicht zu sehen waren. Sie schauten, sie kontrollierten, und sie merkten genau, daß etwas nicht stimmte.

Einiges war anders geworden. Man hatte den Zeitstrom unterbrochen. Jemand befand sich auf dem Weg zu Dingen, die keinen anderen etwas angehen durften.

Man mußte es verhindern, denn es war so wertvoll wie ein Schatz. Es durfte nicht gefunden werden.

»Was tun wir?« fragte der zweite.

»Wir müssen die Dimension verlassen.« Der dritte hatte gesprochen. Er hörte auf den Namen Tri-Arion.

»Ohne ihn zu fragen?« wandte Casial, der erste Sprecher, ein.

»Bleibt uns dazu die Zeit?«

»Nein, Tri-Arion«, erwiderte der mittlere. »Ich, Murghal, bin auch dafür, daß wir es jetzt tun.«

Casial hatte noch einen Einwand. »Aber es ist viel geschehen. Die Jahre sind vergangen. Zeiten haben gewechselt. Dort, wo es verborgen ist, hat sich etwas verändert.«

»Dann müssen wir es eben hervorholen.«

»Menschen werden da sein.«

Tri-Arion lachte über den Einwand. »Was sind schon Menschen? Einfache Geschöpfe. Stehen wir nicht hoch über ihnen?«

»Ja«, bekam er von zwei Seiten Antwort. »Das stimmt. Wir stehen über ihnen. Wir sind mächtiger und besser.«

Sie schwiegen. Die noch im Unsichtbaren lauernden Geschöpfe

hingenihren eigenen Gedanken nach.
Casial war es, der das Schweigen unterbrach und aufseufzte. »Ob er Bescheid weiß?«
Niemand konnte ihm eine Antwort geben. Tri-Arion aber vertraute ihm. »Er ist nicht allwissend, aber mächtig. Er wird es bestimmt erfahren haben. Worauf wir uns aber nicht verlassen sollten. Wir werden handeln und ihm beweisen, daß er auf uns zählen kann, obwohl soviel Zeit vergangen ist. Seid ihr auch der Meinung?«
»Das sind wir.«
»Dann laßt uns die Grenzen überwinden«, schlug Tri-Arion vor.
»Ich freue mich«, sagte Casial. »Wir sehen Menschen, sie sehen uns. Wir werden sie…«
»Warte es ab…«
Es war der letzte Satz, den einer der drei gesprochen hatte. Kein Flüstern der Stimmen mehr, kein geheimnisvolles Raunen, kein Wispern oder Erzählen.
Der Nachtwind war wieder allein.
Und doch hatte sich etwas verändert. Es begann in der Ferne, wo die Klippen an das Meer grenzten. Zuerst sah es so aus, als wollte es aus der Tiefe steigen, weil es sich plötzlich über den Felsen gebildet hatte. Es war ein großer schwarzer Fleck, fast ein Klumpen, der sich erweiterte und zu einer Wolke wurde.
Schwarz wie Tinte.
Noch schwärzer als die Nacht.
Ein unheimlicher Schatten, der sich in die Länge zog und lautlos über das Land bewegte. Er trudelte, der drehte sich, zitterte und bliebplötzlich stehen, weil er von zwei verschiedenen Seiten her die beiden anderen Schatten entdeckt hatte, die sich ihm näherten.
Auch sie bewegten sich lautlos. Sie huschten über das Gras, berührten es und ließen es dennoch in Ruhe, weil sich nichts mehr an den langen Halmen bewegte.
Die Schatten glitten hindurch, auch über verstreut liegende Steine, sie huschten einen Hang hoch, umfingen die im Weg stehenden Bäume wie dünne Schleier, um weiter zu wandern und zu dem Ziel zu kommen, an dem sie sich treffen wollten.
Sie waren gestaltlos, amorph, wie auch ihr Herr und Meister, dem die Schatten dienten, aber sie konnten sich verändern, wenn sie ihre Dimension verlassen hatten.
Die Distanz zwischen ihnen dreien schrumpfte immer stärker zusammen. Es gab kein Hindernis, das sie aufhielt. Sie sahen, obwohl sie keine Augen besaßen, sie rochen ohne Nase, und sie hörten voneinander, obwohl sie keine Ohren besaßen.
Sie kamen zusammen.
Für einen Moment sah es so aus, als wollten sie sich vereinigen, bis

jeder von ihnen zurückdrängte und auf dem weiten Plateau eine Stelle suchte, die ihnen am besten gefiel.

Dann veränderten sie sich.

Es begann mit Casial. Der Schatten, der seinen Namen trug, drehte sich zusammen, schrumpfte, wurde immer kleiner, verdichtete sich dabei und nahm neue Formen an.

Umrisse, die denen eines Menschen ähnelten. Das Schwarze verschwand, eine andere Farbe trat hervor, wurde dominant, und man konnte sie mit einem dunklen Rot vergleichen.

Dann stand er da.

Klein, glatzköpfig, rötliche Haut, ein Kugelkopf mit nur einem Auge in der Mitte. Keine Nase, keine Ohren, nur das große Auge, in dem alles vereint war. Es zirkulierte, wechselte die Farbe. Mal überwog das Rote, dann bekam es einen Stich ins Gelbe oder Blaue. In ihm spiegelten sich die Stimmungen wider, denen Casial unterworfen war. Es fielen seine langen, schon affenähnlichen Arme auf, genauso wirkten auch die schwarzen Pranken, bei denen es schwerfiel, trotz ihrer Finger, sie als Hände zu bezeichnen. Der Körper war ein gedrungenes Etwas, auf dem eben nur dieser eine Schädel saß.

Casial wartete, und er schaute zu, wie sich der zweite Schatten veränderte.

Bei ihm ähnelte die Wandlung der ersten, nur trat aus diesem Schatten eine völlig andere Gestalt, beinahe das Gegenteil von der, die Casial mit Namen hieß.

Es war Murghal, der kam. Er war groß, schlank, schon mager und bleich wie ein Gespenst. Ein kalkiger Körper mit langen Armen und schwarzen Pranken, die Casials glichen. Sein Kopf war zwar kein Totenschädel, viel fehlte aber nicht. Man konnte ihn als Knochengerüst bezeichnen, über die jemand eine dünne Haut gestreift hatte, die sich bei jedem Zucken reflexartig bewegte. Zwei Augen waren ebenfalls zu erkennen. Sie sahen grau aus, waren noch hell, wirkten aber im Gegensatz zum Körper dunkel.

Noch eine dunkle Wolke schwebte über dem harten Gras. Casial und Murghal wandten sich dieser dritten Gestalt zu, denn sie erwarteten von ihr ebenfalls eine Veränderung.

Und die trat ein.

Ein nach innen gekehrtes blitzschnelles Drehen ließ den Schatten schrumpfen und gab gleichzeitig die Gestalt frei, in der sich Tri-Arion auf der Erde zeigte.

Er war etwas Besonderes, sah aus wie ein Mensch und war trotzdem keiner. Irgendwie hätte auch der Vergleich mit einem besonders auffälligen Punker gestimmt, nur trug Tri-Arion keine bunte, auffallende Kleidung, seine Haut bestand daraus.

Sie wirkte wie dünnes, glattes Leder und bestand aus drei Farben, die

sich in breiten, schrägen Linien von links nach rechts über den Körper verteilten.

Von außen nach innen waren es die Farben Schwarz, Grün und Blau. Da sie den gesamten Körper bedeckten, ließen sie auch den Kopf und damit das Gesicht nicht aus. Selbst die glatten Haare schimmerten in diesem farbigen Wechselspiel.

Niemand von ihnen sprach. Sie schauten sich nur an und nickten.

Das Auge in Casials Schädel hatte einen gelbroten Schein angenommen. Er prüfte, ob irgendwo in der Nähe eine Gefahr lauerte, ging sogar zur Seite und streckte seinen häßlich wirkenden Kopf wie witternd vor.

»Da ist etwas«, sagte er.

Sofort waren die anderen beiden hellwach. »Wo?« fragte Tri-Arion.

»Ich kann es nicht orten, es ist auch nicht nahe. Ich merke nur, daß es irgendwo lauert.«

»Unser Meister?«

»Nein, nicht der Spuk. Vor ihm brauchen wir uns nicht zu fürchten. Jemand anderer.«

»Ein Feind?«

»So fühle ich es. Er ist noch weit, aber er ist stark, wenn er eine so große Ausstrahlungskraft besitzt. Es geht etwas von ihm aus, das ich hasse, das wir alle hassen müssen. Gebt acht, Brüder, gebt acht…«

Die anderen beiden hatten die Warnung verstanden. Sie reagierten wie Menschen, als sie nickten.

Das Thema war für sie erledigt, aber nicht vergessen. So wandten sie sich ihrer eigentlichen Aufgabe zu. Tri-Arion übernahm das Wort. »Wir suchen den Schrein und werden ihn finden«, sagte er.

»Jeder, der sich uns in den Weg stellt, wird vernichtet.«

Um diesen Pakt zu besiegeln, legten sie die Pranken übereinander. Eswar ein finsterer Dämonenschwur, der nie gebrochen werden sollte…

***

Der Mann hieß Tom Jones, war nicht verwandt mit dem berühmten Sänger, hatte schon einige Lebensjahrzehnte hinter sich, trug einen Bart, hatte Suko das Leben gerettet, und wir wurden dennoch nicht schlau aus ihm, weil wir beide den Eindruck hatten, daß er uns etwas verheimlichte.

Aber er spielte mit.

Geschlafen hatten wir nur wenige Stunden, ich mit einer heranziehenden Erkältung und Suko auf dem Boden vor der Liege, denn in der Fischerhütte war nicht viel Platz.

Jetzt zog ein strahlend schöner Morgen herauf mit einer Sonne am Himmel, die regelrecht explodierte und ihren goldenen Schein auf die

Wellen des Atlantiks schleuderte.

Wir konnten es von Toms Haus aus sehen, das erhöht stand, gewissermaßen an der Rückseite eines kleinen, natürlichen Hafens, der von den hier lebenden Fischern angelaufen wurde.

Sieben Häuser hatte ich gezählt. Es gab nicht einmal eine richtige Straße, ein Ortsschild fehlte. In einem kleinen Laden konnte man Lebensmittel, Fleisch und Geräte, die man zum Fischfang benötigte, kaufen.

Wer Ruhe haben wollte, konnte hier Urlaub machen. Wir waren dienstlich hier, denn es galt für uns, einen Dämonenschrein zu finden. Weder Suko noch ich wußten viel darüber, nur eines war uns bekannt. Innerhalb des noch verborgenen Schreins sollte eine Reliquie des Spuks liegen. Ein Stück, ein Erbe oder eine Hinterlassenschaft von seiner Urgestalt, die auch der Spuk besaß, obwohl er, wenn er sich zeigte, immer nur als schwarze Wolke ankam.

Diese Reliquie mußte etwas Besonderes sein, sonst wäre der Teufel nicht so stark hinter ihr her gewesen.

Er hatte sie nicht bekommen, trotz seines Helfers Ansgar of Osborne, der in seinem ersten Leben den Schrein hergestellt und auch verborgen hatte. Leider wußten wir den Platz nicht, Asmodis ebenfalls nicht. Er hatte sich hinführen lassen wollen und seinen Diener sogar noch mit einer grauenhaften Tiermagie unterstützt, um ihm Feinde aus dem Weg zu räumen. Das hatte nicht gereicht. Der Mörderhai hatte ebenso aufgehört zu existieren wie Osborne.[1]

Darüber wollte ich nicht mehr nachdenken, das war vergessen, lag in der Vergangenheit. Für uns zählte die Zukunft.

Suko war auch noch nicht topfit. Immer wenn er die Arme hob, verzog er das Gesicht. »Die Sehnen sind verdammt angespannt.«

»Kein Wunder, wenn man an einem Netz hängt und so dick ist wie du.«

»Danke gleichfalls.«

Wir saßen in Toms Haus. Es besaß nur ein großes Zimmer und drei kleine Kammern. In dem großen Raum war alles untergebracht worden, was Tom für sein Leben benötigte.

Der Ofen, die Stühle, der Tisch, zwei Regale mit Angelsachen, das Bett und ein Schrank. Mehr brauchte er nicht. Auch kein Telefon, und das ärgerte mich, denn es gab nur einen Apparat in der Nähe.

Beim Lebensmittelhändler stand er. Direktverbindung mit London war nicht vorhanden, so hatte ich mein Gespräch anmelden müssen.

Tom hatte Suko und mich allein gelassen. Er wollte für unser Frühstück frische Eier besorgen.

»Und du willst tatsächlich bleiben?« fragte Suko.

»Weshalb nicht?«

Er hob die Schultern. »Wenn Asmodis den Schrein schon nicht

gefunden hat, wird es uns kaum gelingen.«

Ich winkte ab. »Das kannst du nicht sagen. Ich habe das Gefühl, daß hier irgend etwas eingeläutet worden ist. Asmodis hat sich zwar zurückgezogen, aber glaubst du daran, daß er seinen Plan ändern wird? Ich nicht. Der sucht mit.«

»Vielleicht. Fragt sich nur, ob Sir James uns nicht dazwischenfunkt.«

»Das war einmal«, widersprach ich. »Der Alte muß inzwischen begriffen haben, daß wir immer auf den besseren Pferden sitzen. Wer an der Front steht, kann die Lage immer objektiver beurteilen.«

Mein Freund grinste. »Sag das mal einem General, der im sicheren Bunker sitzt.«

Die Tür wurde aufgerissen. Ein Mädchen von vielleicht zehn Jahren stand auf der Schwelle und schaute neugierig herein. Die kleine hatte das blonde Haar zu Zöpfen geflochten und sah mit ihren Sommersprossen im Gesicht fast so aus wie Pippi Langstrumpf. »Wer ist denn hier von euch Mr. Sinclair?« fragte sie mit hoher Piepsstimme.

Ich stand auf. »Das bin ich.«

»Telefon. Mein Vater hat mich geschickt.«

»Wunderbar.« Ich war froh, endlich die Beine bewegen zu können und verließ das Haus.

Das Mädchen hüpfte vor mir her. Wie gesagt, es gab keine Straße.

Das war mehr eine Holperstreckte, über die wir gingen. Irgend jemand hatte versucht, sie zu pflastern, die Steine aber nicht tief genug in den Boden geschlagen, so daß sie immer wieder verschieden hoch hervorstachen und Stolperfallen bildeten.

Das Haus des Kaufmanns war das erste direkt am Hafen und der schmalen Mole, wo nur zwei Boote lagen. Eines davon gehörte Tom Jones. Er hatte seinen Kahn gestrichen. In der weißen Farbe konnte man sich fast spiegeln.

Einen so gefüllten Laden hatte ich selten gesehen. Wenn mehrere Kunden kamen, mußten die sich fühlen wie Ölsardinen in der Büchse, so eng war es in dem zweigeteilten Verkaufsraum, in dessen rechter Hälfte Werkzeug und Angelgeräte standen und in der anderen die Lebensmittel in Regalen und Kartons gestapelt waren.

Beinahe hätte ich einen Turm aus Bierkästen umgestoßen, als ich mit der Schulter daran entlangschleifte.

Ich wurde in einen Hinterraum geführt. Dort saß auch der Kaufmann. Er packte eine Kiste aus und holte zahlreiche Dosen hervor.

Der Hörer lag neben dem schwarzen Telefon auf dem Tisch.

»Das Gespräch steht schon«, wurde mir von dem Mann im grauen Kittel gesagt, aus dessen Kragen ein runder Kopf mit rosiger Gesichtshaut schaute. Der Händler besaß die gleiche Haarfarbe wie seine Tochter.

»Danke«, sagte ich, nahm den Hörer und meldete mich.
»Hat ja sehr lange gedauert«, klang mir die mürrische Stimme meines Chefs entgegen.
»Klar«, erwiderte ich. »In Cornwall wird an manchen Stellen noch getrommelt.«
»Ach so. Und weshalb wollen Sie bleiben? Deswegen rufen Sie doch sicherlich an, oder?«
»Genau, Sir, es gibt Ärger.«
»Dann mal los!«
Sir James war ein guter Zuhörer, der sich auch auf einen Bericht konzentrieren und anschließend die nötigen Schlüsse ziehen konnte.
In meinem Fall reagierte er ebenfalls, ohne großartig nachzudenken.
»Sie sind also der Ansicht, noch nachforschen zu müssen?«
»Das meine ich, Sir.«
»Dann bleiben Sie. In London ist es ziemlich ruhig. Wir haben auch keine Informationen darüber bekommen, wo sich Samaran eventuell aufhalten könnte.«
»Und wie ist es mit der Südfrankreich-Spur?«
»Hector de Valois bleibt uns weiterhin ein Rätsel, John. Tut mir leid, daß ich Ihnen keine angenehmere Mitteilung machen kann. Es ist nun mal so.«
»Wir suchen die Reliquie.«
Mit diesem Satz beendete ich das Gespräch, legte auf und sah den Blick des Kaufmanns auf mich gerichtet. Er hatte natürlich zugehört, auch meine Erklärung verstanden, wußte aber nicht, wo die Glocken hingen, die er hatte läuten hören.
Er versuchte es mit einem Witz. »Auch Trommeln kostet Geld, Mister.«
»Weiß ich. Was bin ich Ihnen schuldig?«
Er nannte die Summe. Ob er mich übers Ohr haute, wußte ich nicht, zahlte den geforderten Preis und ließ mir bis auf den letzten Penny das Wechselgeld herausgeben.
Er legte mir die Münzen in die offene Hand. »Was suchen Sie denn für eine komische Reliquie?«
»Das weiß ich selbst nicht genau.«
»Ist es ein Schatz?«
»In gewissem Sinne ja.«
»Da müßten Sie draußen auf dem Meer nachschauen. In der Tiefe finden Sie oft etwas. Ich habe hier schon Taucher erlebt, die reich geworden sind. Soll ich Ihnen Tips geben? Wir können auch teilen, wenn Sie etwas gefunden haben.«
»Danke, nicht nötig. Aber Sie können mir zwei Päckchen Zigaretten verkaufen.«
»Mach ich. Welche Marke?«

»BH.«
»So was führen wir nicht.«
»Nicht Benson und Hedges?«
»Ach so.« Er kicherte. »Ich dachte, Sie meinten den besten Torwart der Welt, das ist der BH nämlich.«
»Inwiefern?«
Bevor ich eine Antwort bekam, schaute sich der Mann um, ob auch nicht jemand zuhörte. Seine Frau oder so. »Der BH hält nämlich zwei Bälle zur gleichen Zeit.«
Obwohl ich den Spruch noch nicht kannte, grinste ich nur müde.
Ich bekam meine Zigaretten, zahlte und verließ den Laden. Sicherlich würde es sich jetzt in Windeseile herumsprechen, daß wir eine Reliquie suchten. Viele wußten bestimmt nicht, um was es sich dabei handelte und würden sich die Köpfe zerbrechen.
Die Tür zu Toms Haus stand offen. Suko hielt sich draußen auf.
Er saß auf einer Bank und wedelte sich mit der Hand etwas von dem Bratenduft zu, der aus der Öffnung strömte. »Jetzt merke ich erst mal, welch einen Hunger ich habe.« Er schielte mich an. »Erfolg gehabt, John?«
»Ja, der Alte ist einverstanden.«
»Prima. Du kennst ihn doch besser.«
Zusammen mit meinem Freund betrat ich das Haus. Tom Jones stand am Herd. Er hatte das Feuer entfacht, eine große Pfanne auf den Herd gestellt und Eier hineingeschlagen, die er zusammen mit einigen breiten Speckstreifen briet.
»Ich bin gleich fertig. Ihr könnt euch schon setzen.«
Das taten wir auch, denn der Tisch war gedeckt worden. Einfaches Geschirr. In der Kanne dampfte bereits der Kaffee. Auf Untertassen wurde verzichtet. Ich trank einen Schluck von der dunklen Brühe und war von deren guter Qualität überrascht. Tom konnte nicht nur Fische fangen, auch einen anständigen Kaffee brauen.
Er kam mit der Pfanne. Geruch von gebratenem Speck vermischte sich mit dem der frisch in das Gußeisen geschlagenen Eier.
Brot gab es auch. Wir hatten uns jeder ein Stück abgeschnitten.
»Mehr esse ich am Morgen auch nicht«, erklärte uns der alte Fischer, während er Eier mit Speck auf seinen Teller schaufelte.
Auch Suko und ich ließen es uns schmecken. Für eine Weile vergaßen wir unsere Sorgen, denn beim Essen sollte man an nichts anderes denken. Danach fühlte ich mich wie genudelt, war aber froh über diese Unterlage und rauchte meine erste Zigarette.
Tom wischte durch seinen Bart. »War es gut?« fragte er mit einem verschmitzten Lächeln auf den Lippen.
»Hat man das nicht gesehen?«
»Sicher.«

»Und es wäre noch besser, wenn wir wüßten, wo wir diesen Dämonenschrein finden könnten«, fuhr ich fort.

»Tja, das ist schwer.« Er hob die Schultern und ließ sie wieder sinken. »Wirklich nicht einfach.«

Suko wußte, worauf ich hinauswollte, und schüttelte den Kopf.

»Tom, du bist ein netter Kerl, hast mir auch das Leben gerettet, aber ich habe trotzdem das Gefühl, daß du uns etwas verschweigst.«

Er drehte sich Suko zu. »Wieso denn?«

»Du weißt mehr.«

»Über den Schrein?«

»Möglich.«

Seine Antwort klang entschieden. »Nein, dann hätte ich euch etwas gesagt. Oder glaubt ihr, ich spiele falsch?«

Ich mischte mich ein. »Das hat keiner behauptet. Aber vielleicht ist direine Sache bekannt, die du momentan nur vergessen hast, und die uns zu diesem Schrein führt.«

»Ich habe zum erstenmal davon gehört.«

Das mußten wir ihm glauben. Also versuchte ich es auf eine andere Art und Weise. »Cornwall ist ein Land mit Geschichte. Nicht allein mit einer genau nachzuvollziehenden Historie, sondern voll mit Ereignissen beladen, die ins Mystische hineingehen. Gerade hier am Meer wird es doch immer wieder etwas geben, das eine Verbindung darstellt zu Ereignissen, Legenden oder Sagen, die auf einen bestimmten Fall hindeuten. Ansgar of Osborne war dafür das beste Beispiel.«

»Das stimmt.«

»Wenn wir uns soweit einig sind, kann es auch möglich sein, daß du mehr weißt. Zwar nicht direkt, aber diese Gegend hat eine bestimmte Legende, die im ersten Augenblick nichts mit dem Dämonenschrein zu tun hat, uns aber auf den Weg führen kann. Es muß so etwas geben, sonst hätte sich der Teufel nicht so angestrengt, danach zu fahnden.«

Daß Tom die Lippen verzog, merkten wir nur daran, wie sich der Bart bewegte. Er nickte auch. Nach einer Weile meinte er: »Da könntest du sogar recht haben.«

»Also doch.«

»Man weiß es nicht. Die Leute reden auch nicht gern darüber. Ich ebenso wenig.«

»Tue es trotzdem.«

Er beugte sich vor und stemmte seine Ellbogen links und rechts neben den Teller. »Das ist so. Um diesen Ort herum existiert ein gewisses Umfeld, ein Weg, den man im Volksmund als Geisterpfad bezeichnet. Dieser Begriff stammt aus der Vergangenheit, und der Pfad soll den Finder zu einem kostbaren Schatz bringen.«

»Welcher Art von Schatz?« fragte Suko.

»Das weiß ich nicht. Der Schatz ist niemals gefunden worden. Man erzählt sich nur davon.«

»Hatte Ansgar of Osborne auch damit zu tun?«

»Kann sein, denn die Sage stammt aus seiner Zeit.«

»Wo beginnt der Pfad?« fragte ich.

»Nicht weit von hier.«

»Und wie lang ist er?«

»Man muß schon einen Tag rechnen. Die Legende erzählt, daß man an bestimmten Punkten vorbeikommt, wo etwas passiert ist. Da soll es noch spuken.«

»Und am Ende erwartet denjenigen, der den Pfad hinter sich gelassen hat, der Schatz.«

»So ist es.«

»Gefunden hat ihn noch niemand?«

Tom Jones beugte sich zurück und lachte. »Nein, weil keiner bisher den ganzen Pfad bewältigt hat.«

»Weshalb?«

»… man fand viele tot …«

Ich war verwirrt, auch Suko schaute ziemlich überrascht aus der Wäsche. »Wie?« fragte er. »Tot?«

»Ja, so erzählt man sich. Nicht in der heutigen Zeit, sondern früher, ganz früher, meine ich. Heute traut sich niemand mehr. Der müßte ja verrückt sein.«

Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »All right, dann sind wir eben verrückt.«

Tom Jones bekam große Augen. »Wollt ihr wirklich diesen Geisterpfad gehen?«

»Klar.« Ich deutete mit dem Zeigefinger auf ihn. »Und zwar mit dir, mein Lieber.«

Da wurde der Fischer bleich. Er verzog zudem das Gesicht, als hätte er Zitronensaft geschluckt. »Kann ich auch ablehnen?«

»Das kannst du«, sagte Suko. »Dann nehmen wir allerdings an, daß du uns etwas verschweigst.«

»Ihr seid Erpresser!« beschwerte sich der Fischer.

»Auch das«, gaben wir zu und grinsten uns an. Es war für eine Weile das letzte Lächeln, das wir uns noch leisten konnten…

***

Casial flüsterte die Worte. »Zuerst müssen wir den Weg finden, Freunde. Danach geht alles besser.«

Murghal stimmte ihm zu. »Sicher müssen wir das. Wißt ihr noch genau bescheid?«

»Worüber?« fragte Tri-Arion.

»Über die alten magischen Fallen. Wir sind in der Lage, sie zu öffnen.

Klar?«
»Ja.«
»Wunderbar.«
Und Casial fügte noch einen Satz hinzu. »Wer von den Menschen diesen Weg gehen wird, ist verloren. Niemand soll an den Schrein herankommen. Nur wir, seine Hüter…«

***

Das Lachen der jungen Frau klang so laut, daß die Vögel in den Bäumen erschreckt hochflogen, um sich woanders bessere Plätze auszusuchen. Beide Arme hatte die Frau angehoben, ließ sie nach unten fallen und klatschte die Handflächen auf ihre Oberschenkel. »Nein, Ed«, sagte sie zu dem etwa dreißigjährigen Mann mit den schon leicht angegrauten Haaren. »Das gibt es doch nicht! Du hast Angst?«
»Ja.«
»Wovor denn?«
Ed deutete nach vorn. Seine Stimme nahm einen drängenden Ton an. »Terry, dieser Pfad ist doch nicht geheuer. Denk daran, was dein Bruder gesagt hat.«
Terry winkte ab. »Der war ein Spinner. Außerdem ist er ertrunken. Das Meer war eben stärker als er.«
»Klar, er ist ertrunken. Hast du seine Leiche denn untersuchen lassen?«
»Dazu bestand kein Grund.«
»Vielleicht hätte man anderes Wasser in den Lungen gefunden«, sagte der Mann namens Ed.
»Wie meinst du das denn?«
Ed deutete auf den Tümpel nicht weit entfernt. »Der zum Beispiel. Er hätte hineinfallen und ertrinken können. Schließlich kannte er sich in diesem Land aus, er wollte es untersuchen, er hatte vor, seine Geheimnisse zu erforschen.«
»Und ist auf dem Meer ertrunken.«
»Wie du meinst, Terry.«
Terry Morgan und Ed Sommer waren in Cornwall unterwegs. Sie machten einen Trip, auf den Terry gedrängt hatte, weil sie an den letzten Brief ihres Bruders dachte. Er hatte in seiner Euphorie an Terry geschrieben und in dem Brief einen geheimnisvollen Schatz erwähnt, den er finden wollte, wenn er eine bestimmte Strecke oder einen bestimmten Pfad hinter sich gelassen hatte. Einen sogenannten Geisterpfad, der durchwandert werden mußte. Dann war ihr Bruder gestorben, und Terry dachte nach, wieso das hatte geschehen können. Er war auf ein Schiff geklettert und mit dem Boot zwischen den Klippen verschollen.
Daran wollte Terry nicht glauben. Ihr Bruder war ziemlich

wasserscheu gewesen. Den bekam man nicht auf ein Boot, der hatte überhaupt keine Lust, die schwankenden Planken zu betreten, weil ihn Wasser anwiderte, wie er selbst sagte. Und ausgerechnet er sollte ertrunken sein.

Terry hatte erst später vom Ableben des Bruders erfahren, da lag er bereits unter der Erde. Sie war auf einer Reise gewesen und hatte sich in Indien herumgetrieben, weil sie dort für ihre Firma – sie arbeitete in einem Reisebüro –, ein Hotel besichtigen mußte.

Erst in London erinnerte sie sich wieder an den letzten Brief des Bruders. Sie hatte ihn mehrere Male gelesen und das Gefühl, daß etwas nicht stimmte.

Terry Morgan war es gelungen, ihren Freund Ed Sommer zu überreden, sich einige Tage Urlaub zu nehmen und mit nach Cornwall zu fahren, wo sie genauere Untersuchungen anstellen wollten.

Das war auch geschehen.

Sie hatten den geheimnisvollen Geisterpfad gefunden. Diese Tatsache war allerdings mit Schwierigkeiten verbunden gewesen, da die hier wohnenden Menschen kaum mit der Sprache herausrücken wollten und ziemlich verschlossen wirkten. Sie kamen Terry vor, als wäre ihnen die ganze Geschichte sehr unangenehm.

Nicht daß sie direkt etwas dagegen gehabt hätten, aber sie wollten nicht so recht mit der Sprache herausrücken, für Terry schon ein Indiz, daß etwas nicht stimmte.

Und sie verstellte sich auch. Terry nahm den Weg mehr mit einem gewissen Humor. Sie warf die Bedenken ihres Freundes kurzerhand über Bord. Es interessierte sie überhaupt nicht, was er einwandte, doch tatsächlich dachte sie anders darüber. Ja, ihr Bruder hätte auch in dem Tümpel ertrinken können, auf dessen Oberfläche sie starrten.

Sie sah grün aus, Algen hatten das Wasser getrübt. Auf dem Wasser schaukelten Blätter, und Mücken führten ihre wilden Tänze über dem Wasser auf.

Der Boden war mit hohem Gras bewachsen und in der Nähe des Tümpels ziemlich sumpfig.

Sie standen erst am Beginn des Geisterpfades, an dessen Ende der Schatz winken sollte.

Ed Sommer wischte den Schweiß von seiner Stirn. »Sollen wir weitergehen?« fragte er.

»Meinetwegen.«

Ed schaute seiner Freundin entgegen. Terry trug das braune Haar kurz, im Nacken aber länger. Über der Stirn standen die Strähnen gebogen in die Höhe. Sie besaß auch braune Augen, die hinter den Gläsern ihrer Brille vergrößert wirkten. In die Jeans paßte sie kaum hinein, denn Terry brachte einige Pfunde zuviel auf die Waage. Man konnte sie als rundlich bezeichnen, aber nicht als dick, nur entsprach

sie nicht dem Idealbild einer schlanken Frau.
»Willst du weitermachen, Ed?«
»Klar.«
»Dann laß uns gehen.«
Ed bückte sich, hob das Gepäck vom Boden hoch – es war ein Rucksack –, und schleuderte ihn über die Schulter. Terry war einige Schritte vorgegangen, er wollte ihr folgen und blieb wie angewurzelt stehen, als sein Blick zu einer kleinen Gruppe von Bäumen hinglitt. Zwischen ihnen stand eine Gestalt und beobachtete ihn.
Eine Glatze, ein runder Kopf, rötliche Haut und, was am schlimmsten war, der Fremde besaß nur ein glosendes Auge…

***

»Terry?«
Der harte Ruf des Mannes erreichte die junge Frau, als sie gerade über einen Baumstamm hatte steigen wollen. Er lag quer über dem Weg, umgerissen von einem der wilden Herbststürme.
Sie drehte sich um.
»Terry, verdammt, da ist einer!«
In Eds Stimme schwang Panik mit. Er schüttelte den Kopf, er hatte Angst, was Terry nicht verstand, und rief: »Was ist denn los, verflixt? Was hast du?«
»Da steht jemand!«
»Wo?«
»Zwischen den Bäumen.«
Terry blickte hin. »Ich sehe nichts«, erwiderte sie und hob die Schultern. »Wenn du sicher sein willst, schau nach.«
»Ich habe ein komisches Gefühl.«
Die Frau lachte. »Wieso das denn?«
»Der hatte nur ein Auge!«
Zuerst wollte Terry lachen, dann erinnerte sie sich an den Klang der Stimme, mit der Ed gesprochen hatte, und sagte sich, daß etwas nicht stimmen konnte.
Auf irgendeine Art und Weise mußte Ed recht gehabt haben, auch wenn er ein wenig übertrieb.
»Er war da, Terry!«
»Ich schaue nach.«
Beinahe sah es so aus, als wollte Ed einen Einwand geltend machen, er ließ es dann bleiben und schaute zu, wie Terry auf die von ihm bezeichnete Stelle zuging.
Irgendwie war sie zu bewundern. Sie hatte weniger Angst als er.
Vielleicht hätte sie anders reagiert, wenn sie den Menschen gesehen hätte, der nur ein Auge besaß. War das überhaupt ein Mensch gewesen? Das fragte sich Ed Sommer zum wiederholten Male, denn

diese Gestalt hatte tatsächlich nur ein Auge besessen.
Ein Zyklop…
Bei diesem Gedanken erschrak Ed. Er war auch erschrocken gewesen, als die Leute in der Umgebung mit ihnen über den Geisterpfad gesprochen hatten. Furchtbare Dinge mußten dort geschehen seih. Es hatte Tote gegeben, und die lockere Bezeichnung Trimmpfad für Gespenster wollte Ed nicht mehr über die Lippen kommen.
Seine Freundin ging parallel zum umgestürzten Baumstamm entlang. Wenn sie ihn passiert hatte, waren es nur noch wenige Yards zum Ziel. Ed Sommer schaute noch einmal auf die Lücke zwischen den Stämmen. Nur einen kurzen Blick wollte er riskieren und schaute trotzdem länger hin, denn die Stelle dort war leer.
Ed schluckte. Terry würde sich über ihn lustig machen, wenn sie hinkam und niemand fand, deshalb wollte er sie schon zurückholen, aber sie hatte den Ort bereits erreicht.
Terry blieb stehen. Sie schaute nach vorn und bekam auf einmal das Gefühl, in einer anderen Welt zu stehen, obwohl sich die ursprüngliche Umgebung nicht verändert hatte.
Irgend etwas war anders geworden…
Sie und ihr Freund hatte sich in einem normalen Wald befunden.
Auch die Baumgruppe zeigte nichts Besonderes, und dahinter lag eine Lichtung. Sie irritierte die Frau, denn der Flecken Erde lag in einem unnatürlichen Glanz. Man konnte ihn als fremd und außergewöhnlich bezeichnen, als würden die Strahlen einer völlig anderen Sonne die Lichtung berühren. Der Flecken kam ihr vor wie ein kleines verwunschenes Zauberreich, in dem alles anders war als im normalen Wald.
Sie hörte Eds Stimme. »Was ist denn, Terry? Siehst du etwas?«
»Nein.«
»Aber da war jemand.«
»Schon gut.« Sie kümmerte sich nicht um Ed und ging vorsichtig weiter. Ihre Füße schleiften durch dichtes Gras. Wilde Blumen wuchsen zwischen den Halmen. Es tat ihr leid, wenn sie darauftrat, aber allen konnte sie nicht ausweichen.
Terry betrat die kleine Lichtung mit vorsichtigen Schritten und bekam das Gefühl, in einer anderen Welt zu stehen. Alles um sie herum war so seltsam durchsichtig geworden. Völlig anders, verspielt, gläsernwirkend, durchscheinend und verzerrt von der Perspektive her. Ein ungewöhnliches Bild, das sich vor ihren Augen ausbreitete.
Bäume, die sie an Figuren erinnerten, die zwar normal aussahen, aber trotzdem Äste und Zweige besaßen, die sie mehr an knorrige Armgewächse erinnerten.
Ein Bild wie aus einem Märchenbuch. Es fehlte nur ein geheimnisvolles Wispern und Flüstern, um den Zauber perfekt zu

machen.

Und so fiel es ihr manchmal schwer, weiterzugehen und sich immer den innerlichen Ruck zu geben.

War diese Lichtung verzaubert?

Es kam ihr fast so vor. Zudem erinnerte sie sich an die alten Legenden und Sagen, die sie gelesen hatte. Da war es oft genug passiert, daß irgendwelche Menschen durch einen Zufall in Welten hineintraten, indenen Feen oder Elfen regierten und die für sie fremden Menschen oft genug mit offenen Armen empfingen.

Terry Morgan verspürte keine Angst. Es war ein anderes Gefühl, das sich ihrer bemächtigt hatte. Kein Gefühl des Gefangenseins, sondern ein zeitlich eingeschränktes. Sie glaubte fest daran, daß die Zeit langsamer ablief.

Die junge Frau drehte sich um.

Sie wollte ihren Freund ansehen und ihm etwas zurufen. Terry erkannte ihn auch. Er stand noch immer auf dem gleichen Fleck, nur hatte er sich verändert. Seine Gestalt wirkte verzerrt, wie durch eine Linse betrachtet.

Terry schüttelte den Kopf. Bisher hatte sie solche Probleme mit ihren Augen nicht gehabt. Sie trug zwar eine Brille, aber so etwas war ihr noch nie passiert.

Sie nahm die Brille ab, preßte ihre Finger hinein, wischte und schaute noch einmal hin, ohne daß sie die Brille aufgesetzt hatte.

Das Bild blieb, auch ohne die Verstärkung der Gläser wirkte ihr Freund so anders. Nur sah sie seine Konturen jetzt ein wenig verschwommener.

Sie setzte die Brille wieder auf. Das Bild blieb, allerdings klarer.

Ed Sommer öffnete den Mund. »Was ist denn, Terry?« rief er laut zu ihr hinüber.

Sie hob den Arm und winkte ihm zu. »Warte, ich komme.« Das Sprechen fiel ihr schwer. Auch die Luft hatte sich auf der Lichtung verändert. Terry kam sie irgendwie dichter vor. Sie hatte das Gefühl, sie nicht zu atmen, sondern zu trinken.

Terry wußte, daß es keinen Sinn hatte, deshalb ging sie wieder zu ihrem Freund zurück. Kaum hatte sie den Bereich der Lichtungverlassen, fühlte sie sich wohler. Sie konnte tief durchatmen, alles war wieder normal.

Ihr Freund schaute sie fragend an.

»Da war etwas«, flüsterte Terry. »Verdammt, da ist etwas gewesen, Ed.«

»Was denn?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie leise.

»Aber die Gestalt mit dem einen Auge hast du nicht zufällig gesehen – oder?«

»Habe ich nicht.«
»Glaubst du mir denn?«
Terry lächelte, starrte auf ihre Schuhe und spürte es kalt den Rücken hinabrieseln. »Ja, ich glaube dir, Ed. Die Lichtung, auf der ich war, ist irgendwie anders, als der übrige Wald hier. Man kann sie mit dem Wort verzaubert umschreiben. Etwas anderes fällt mir nämlich nicht dazu ein. Das ist ein Zauberwald, sehr komisch, anders und irgendwie ungewohnt für mich.«
»Wenn du meinst…«
Terry hob den Blick. Ihre Hand fand seinen Arm in Höhe des Ellbogens. »Hast du es auch gespürt, Ed? Ist dir aufgefallen, daß in diesem Wald etwas nicht stimmt?«
»Ja, die Gestalt mit dem einen Auge.«
Terry schüttelte den Kopf. »Die meine ich nicht, Ed. Von der Atmosphäre her.«
»Nein.«
»Dann muß sie nur auf der Lichtung gewechselt haben«, flüsterte Terry Morgan. »Wenn ich nur wüßte, wie sich das alles verhält.« Sie hatte die Stirn in Falten gelegt. »Was sagten denn die anderen dazu, die wir gefragt haben. Kannst du dich daran erinnern?«
»Nein.«
»Sie warnten uns.«
»Das schon, aber sie gaben uns keine Informationen. Den Weg sollten wir uns selbst suchen.«
Terry nickte heftig. »Nach meinem letzten Erlebnis bin ich der Ansicht, daß wir ihn auch gefunden haben«, erklärte sie. »Dieser Wald ist bestimmt nicht normal.«
»Wie meinst du das?«
»Er ist verhext!«
Ed Sommer starrte seine Freundin mit offenem Mund und aus großen Augen an. »Das von dir zu hören, ist mehr als komisch.«
»Es stimmt aber.«
»Dann bist auch du davon überzeugt, daß der Name Geisterpfad seine Berechtigung hat?«
»Jetzt allerdings.«
Ed Sommer holte tief Luft. »Ich bin froh, daß gerade aus deinem Munde zu hören, denn bisher hatte ich Furcht davor gehabt…«
»Wieso?«
»Ich dachte immer, von dir nicht ernst genommen zu werden.«
Terry winkte ab. »Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Mittlerweile glaube ich auch, daß hier einiges nicht stimmt.«
»Und dein Bruder?«
»Mein Bruder ist tot und begraben. Zurückholen kann ihn keiner. Mir aber kommt es darauf an, die Umstände seines Todes herauszufinden,

und da rechne ich noch mit allerlei Überraschungen.«

Ed Sommer widersprach nicht. Er warf noch einen letzten Blick auf die Lichtung hinter der Baumgruppe, sah sie leer und hatte trotzdem das Gefühl, beobachtet zu werden…

Da mußte jemand eine Kontrolle über den Wald und die Menschen in seinem Innern bekommen haben…

***

Tom Jones war von unserem Vorschlag nicht sehr begeistert gewesen, das hatte er uns auch deutlich genug zu verstehen gegeben, es schließlich sein lassen und sich mit uns auf den Weg gemacht. Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter uns.

Ich wunderte mich darüber, wie gut Tom Jones den Geisterpfadkannte. Er hatte uns zielsicher geführt. Wir waren über die Felsengelaufen, in Senken eingedrungen, hatten uns durch Felder mit wildem Strandhafer gekämpft und stets an markierten Punkten unseren Marsch unterbrochen, um uns die entsprechenden Erklärungen anzuhören.

Oft war es nur ein schiefstehender Stein, der einen Ort markierte, an dem vor langen Jahren etwas Außergewöhnliches geschehen war. Ein Mord, eine Untat. Oder nur ein magisches Ereignis. Tom Jones umriß es jeweils mit knappen Sätzen, bei manchen wußte er auch nicht Bescheid, er kannte nur eben die Stellen.

Es war bereits Nachmittag. Noch stand die Sonne hoch am Himmel und wärmte unsere Rücken. Es wurde aber nie richtig heiß, weil vom Meer her stets ein kühleres Lüftchen wehte.

In Cornwall ließ sich der Sommer auch bei Hitze ertragen. In einer kleinen Mulde hatten wir pausiert. Es roch nach frischem Gras und wilden Blumen. Eine angenehme Luft.

Tom Jones schaute uns an. »Das war ungefähr die Hälfte der Strecke, die ihr gesehen habt. Es ist nichts Außergewöhnliches passiert. So richtig überzeugt bin ich nicht.«

»Es könnte noch etwas geschehen«, gab ich zu bedenken.

»Vielleicht.«

Suko ließ einen Grashalm durch seine Finger gleiten. »Wie verläuft denn der zweite Teil des Geisterpfades? Bleiben wir auf dieser Hochebene, oder müssen wir hinunter zu den Klippen…«

»Nein, nein, wir bleiben schon noch.«

»Und?«

Tom grinste. »Die Umgebung wird sich etwas verändern.« Er deutete an uns vorbei. »Der Weg wird uns ins Landesinnere führen. Wir verlassen das Feld und die Ebene, um in einen Wald zu gehen. Er ist ziemlich groß und zieht sich durch mehrere kleine Täler.«

»Was ist dort passiert?«

Tom nickte. »So einiges, Suko. Ich habe nie etwas erlebt. Mir ist es stets so ergangen wie euch, aber die Legenden erzählen von grausamen Dingen, die im finsteren Tann' passiert sind.«

»Was, zum Beispiel?« fragte ich.

»Morde, Verbrennungen, Vergewaltigungen.« Er hob die Schultern. »Ihr wißt ja, wie die Leute sind. Viele dramatisieren die Geschichten auch oder erfinden etwas, wo gar nichts war. Davon können wir uns dann selbst überzeugen.«

Ich stand auf und reckte mich. Den vorherigen Marsch spürte ich schon in den Knochen. Meine Beine waren etwas müde geworden.

Das würde sich beim Weitergehen geben.

Ich schritt den flachen Senkenrand hoch, wollte oben stehenbleiben und einen Blick auf das vor mir liegende Gelände werfen.

Dazu kam ich nicht. Etwas anderes passierte.

Ich bekam einen magischen Schlag.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, auf Rollen zu stehen. Ich warf die Arme in die Luft, ohne es bewußt zu tun, konnte mich kaum noch halten und ging schnell zwei Schritte nach hinten. Während der Bewegung hatte ich ein ungewöhnliches Erlebnis. Ich schaute in einen Nebel hinein, sah hinter der Wand aus Schwaden fratzenhafte Gesichter, hörte ihre leisen Schreie und spürte auf meiner Brust einen gewissen Druck, der in einen kurzen Schmerz mündete.

Dann war es vorbei!

Ruhe, Stille, die Umgebung sah ich ohne Nebel. Sie war wieder völlig normal.

Suko und Tom Jones hatten etwas mitbekommen. Ich hörte die besorgte Stimme meines Freundes. »Ist etwas geschehen, John?«

Mit leicht zitternden Knien ging ich zu den beiden zurück und wischte über mein schweißnasses Gesicht. Noch rauschte das Blut in meinen Adern, und ich hob die Schultern. »Ja, da ist etwas geschehen. Ich weiß es auch nicht, aber…«

»Du bist ja ganz blaß!« flüsterte mein Freund und erhob sich.

»Man hat mich angegriffen!«

»Wie?«

»Magisch.«

Tom Jones wollte lachen. Als er mein ernstes Gesicht sah, ließ er es bleiben. Ich holte das Kreuz hervor, ließ es auf der Handfläche liegen und bat Suko, es zu berühren.

»Ja, es ist warm.«

Ich nickte dem Inspektor zu. »Genau. Und wie ist das möglich? Nur durch Magie.«

»Die in der Nähe sein muß.«

»Eben.«

Tom Jones wollte nicht so recht an meine Antwort glauben. Er

schaute das Kreuz an und meinte: »Das ist doch normal. Und wenn es sich erwärmt hat, kommt das sicherlich von der Körperwärme her…«

»Nein, nein, das hat einen anderen Grund.« Ich ging auf keine nähere Erklärung ein und nickte Suko zu. »Wir wissen jetzt, daß wir uns auf dem richtigen Weg befinden. Die magische Zone muß irgendwoexistieren. Das ist dir auch klar?«

»Du kannst fragen.«

»Der Wald, Suko. Für mich ist der Wald unser großer Feind. In ihm werden wir Überraschungen erleben.«

Tom lachte leise. »Ihr beide redet, als wärt ihr hier geboren und würdet alles genau kennen.«

»Manchmal sehen Fremde mehr als die Eingeborenen.« Ich schaute auf die Uhr. »Was meinst du, Tom, wie lange es dauern wird, bis wir den Wald erreicht und durchquert haben?«

»Einige Stunden.«

Das paßte weder mir noch Suko. Von dem Chinesen kam der nächste Vorschlag. »Wir brauchen ja nicht gerade alle Stellen anzulaufen. Wir könnten doch direkt bis ans Ende durchgehen und dort nach dem angeblichen Schatz suchen.«

Ich war einverstanden. »Kennst du den genauen Ort?« fragte ich den alten Fischer.

»Ja, so in etwa.«

»Dann werden wir ihn schon finden«, entgegnete ich voller Optimismus und übernahm die Führung. Ich war mir sicher, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Er würde uns zu dem geheimnisvollen Dämonenschrein führen, und ich hoffte nur, früher am Ziel zu sein, früher als Asmodis…

***

Tri-Arion, der Dreihäutige, verstand die Welt nicht mehr. Er hatte gespürt, daß der Feind auf einmal nahe war, und er hatte ihm den magischen Stoß versetzt.

Eine harte Magie, ein Schub, den dieser ihm Unbekannte spüren mußte.

Dann war er zurückgekommen.

Tri-Arion taumelte. Er hatte das Gefühl, zerrissen zu werden. Die Knie gaben nach, aus seinem Kopf quoll ein dunkler Nebelschatten, und der zeigte an, daß sich dieser Dämon praktisch vor der Auflösung befand, sich aber wieder fing und zu dem wurde, was seine beiden Artgenossen in ihm sahen.

Sie starrten sich gegenseitig an. Tri-Arion schüttelte seinen farbigen Schädel. Er konnte es noch immer nicht fassen. Aus dem Unsichtbaren hatte er angegriffen, und es war dem anderen tatsächlich gelungen, diese Attacke zu parieren.

Als Mensch hatte er es geschafft!

Das konnte sich der Dämon kaum vorstellen, da er einen solchen Menschen noch nie zuvor gesehen oder erlebt hatte.

»Ich habe ihn erwischt, und er mich«, erklärte er seinen beiden staunenden Brüdern.

Casial und Murghal schauten sich an. Sie schüttelten die Schädel.

»Dich erwischt?« fragte Casial.

»Ja und zurückgeschlagen.«

»Dann ist er mächtig!« hauchte Murghal.

»So habe ich ihn nicht eingeschätzt, als ich ihn sah«, fuhr Casial fort. »Er machte mir eher einen ängstlichen Eindruck, ganz im Gegensatz zu dieser Frau…«

»Das waren andere«, widersprach Tri-Arion.

»Aber sie waren im Wald.«

»Nicht die, die ich angriff.«

Tri-Arion mußte einiges zurechtrücken, bevor seine beiden Artgenossen durchblickten. Er berichtete ihnen auch, daß sie zu dritt waren. Drei Männer auf der Suche nach dem Schrein.

»Kommen wir ihnen zuvor!« rief Murghal.

»Ja, wir müssen schneller sein.«

»Das wissen die anderen auch, und sie werden dementsprechend handeln. Sie haben unsere Anwesenheit gespürt. Sie wissen jetzt genau Bescheid, es ist ihnen klar, daß sie nicht so ohne weiteres an den Schrein herankommen können. Versteht ihr das?«

Casial und Murghal nickten.

»Das bedeutet Kampf!« fuhr Tri-Arion fort. »Ein Kampf, in dem wir Sieger bleiben müssen.«

Casial lachte. »Haben wir schon jemals verloren?« fragte er.

»Nein, aber diese Männer sind etwas Besonderes. Laßt uns gehen, Brüder! Ich will, daß der Wald zur Falle wird und sie nicht bis an das Versteck des Schreins gelangen…«

***

Irgendwann einmal blieb Ed Sommer stehen, stemmte seine Hände in die Hüften und schaute sich um.

Auch Terry Morgan verhielt ihren Schritt. »Was ist los mit dir?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht so genau. Wenn ich mir den grünen Laubkranz der Baumkronen ansehe und auch keinen Weg finde, so habe ich das Gefühl, daß wir uns in diesem Wald verlaufen haben. Ich komme mir vor wie der Hansel aus dem Märchen.«

»Aber ich möchte nicht Gretel sein.«

»Kann ich mir denken. Dann hätte eine Hexe auf uns gewartet.«

Terry blickte sehr ernst. »Wer sagt denn, daß uns etwas Ähnliches nicht passieren wird.«

»Du glaubst an böse Überraschungen?«
»Und wie.«
Ed ballte die Hände. »Wäre es nicht besser, wenn wir den Wald verließen?« fragte er.
»Und wie? Deiner Meinung nach haben wir uns doch verlaufen. Wo du auch hingehst, welche Richtung du auch einschlägst, irgendwann wirst du den Waldrand erreichen.«
»Falls wir nicht im Kreis laufen.«
»Das müssen wir verhindern«, sagte Terry.
Sie hielten sich nicht mehr länger auf, sondern schritten tiefer in den Forst. Wege gab es nicht. Die Erde war weich und noch vom Laub des letzten Herbstes bedeckt, das längst faulig geworden war und einen dunkelbraunen Farbton bekommen hatte. Es vermischte sich mit den vom Sturm abgerissenen Ästen und Zweigen, die ebenfalls einem Verfaulungsprozeß entgegenschritten.
Ein natürlich gewachsener und nicht von Menschenhand hochgezogener Mischwald umgab sie. Als ungewöhnlich empfanden die beiden Menschen die Stille. Zwar vernahmen sie Vogelstimmen, aber nur sehr vereinzelt. Keines der Tiere stimmte irgendein Konzert an.
Auch Wege fanden sie nicht. Kaum Pfade, so waren sie gezwungen, querfeldein zu laufen, was ihnen nicht sehr entgegenkam, denn das Unterholz hatte wuchern können.
Ed Sommer hielt die Augen besonders offen. Er dachte fortwährend an seine Begegnung mit dem Einäugigen und glaubte auch fest daran, daß er keiner Täuschung erlegen war.
Da hatte jemand gestanden.
Nur sprachen sie nicht mehr über die Gestalt, sondern achteten mehr auf das Gelände.
Die dicht belaubten Bäume hielten den vom Meer herkommenden Wind ab und filterten auch einen Teil des vom Himmel fallenden Sonnenlichts. Wenn vereinzelte Strahlen den Boden erreichten, malten sie dort helle Streifen oder runde Inseln gegen die dicken Stämme der Bäume.
Es war warm unter dem Blattwerk. Die Luft hatte einen stickigen Geruch angenommen, man konnte sie schmecken. Zu hastige Bewegungen trieben den Schweiß aus den Poren, und beide Wanderer entdeckten den besonders großen und hervorstechenden Baum zur gleichen Zeit.
Es war eine mächtige Eiche. Sie stand fast für sich, jedenfalls wuchs in ihrer Nähe nichts, was sie behindert hätte. Durch ihre mächtigen Äste schien sie sich die Umgebung freigehalten zu haben.
Der Baumstamm zeigte eine dunkelbraune Farbe, vermischt mit dem moosigen Grün der Rinde, deren Form wie ein runzeliges Gesicht

wirkte, in dem die Zeit tiefe Furchen hineingeschnitten hatte.
Ein seltsamer Baum…
Zudem ging von ihm eine Faszination aus, die sich weder Ed noch seine Freundin erklären konnten.
Sie blieben stehen. »Hast du so eine Eiche schon einmal gesehen?« fragte Terry.
Sommer schüttelte den Kopf. Bei dieser Bewegung wurden kleine Schweißperlen von der Stirn gewirbelt. »Nein, ich war schon in vielen Wäldern, aber so eine Eiche…«
Der Baum faszinierte sie. Er strahlte eine gewisse Ruhe aus und gleichzeitig etwas Majestätisches, das ihnen das Gefühl der Ehrfurcht gab, so daß sie einen Schauder auf ihrem Rücken nicht unterdrücken konnten. Diesen Baum mußte man sich nicht nur ansehen, mit ihm konnten sich die Wanderer auch beschäftigen.
Er hatte ihnen etwas zu sagen.
So ungewöhnlich sich dies anhörte, aber beide fühlten so. Terry senkte ihre Stimme, als sie darüber sprach. »Kommt es dir nicht auch so vor, als würde dieser Baum leben?«
»Ja, fast…«
»Vielleicht ist er verwunschen.«
Ed lachte leise. »Das gibt es nur im Märchen.«
Terry widersprach. »Vergiß nie, wo wir uns hier befinden. Das ist kein normaler Wald. Hier gibt es einen Geisterpfad. Mein Bruder Ray muß das gleiche verspürt haben, als er den Wald durchschritt. So ähnlich jedenfalls hat er in seinem Brief geschrieben.«
»Auch was von der Eiche?«
»Nein, nicht direkt. Er meinte wohl allgemein den Wald. Da beziehe ich die Eiche mit ein.«
»Das kann hinkommen.«
Sie konzentrierten sich auf den Baum. Schauten an den Ästen und Zweigen hoch, sahen das Laub, das sich zitternd bewegte und an einigen Stellen im Sonnenlicht golden leuchtete. Trotzdem blieb der Baum düster.
Terry rückte ihre Brille zurecht. Sie ging einen Schritt nach vorn und flüsterte: »Da ist etwas eingeritzt.«
»Ich sehe nichts.«
»Doch, ich schaue mal nach.«
»Nein, bleib hier. Sei…«
Sie hörte nicht auf ihn und lief mit schnellen Bewegungen auf den Baum zu.
Aus der Nähe betrachtet, kam ihr der Stamm noch dicker vor.
Allein konnte sie den Stamm nicht umfassen. Seine Rinde war außergewöhnlich dick, furchig, bildete ein reliefartiges Runenmuster, und die Schrift, die sie vorhin aus größerer Entfernung entdeckt hatte,

war nicht mehr zu sehen.
»Was ist denn?« rief Ed fragend.
»Ich sehe sie nicht mehr.«
»Du hast dich getäuscht, Terry.«
Die Frau warf einen schnellen Blick zurück. Ed stand da in einer lässigen Haltung und hatte ein Bein vorgeschoben. Er glaubte ihr einfach nicht, sie aber wollte es genauer wissen.
Beide Handflächen drückte sie gegen die Rinde. War sie normal in ihrer Weichheit? Terry hatte das Gefühl, ihre Fingerkuppen in den Baum eindrücken zu können.
»Stimmt etwas nicht?«
Die Frau achtete nicht auf den Einwand ihres Begleiters. Es interessierte sie allein der Baum, an dessen Stamm sie tastend vorbeischritt und auf einmal fündig wurde.
Die Schriftzeichen glühten auf.
Es war kein direktes Rot. Eine Mischung zwischen Rot und Braun, aber zu erkennen.
Jemand hatte eine Botschaft hinterlassen.
Terry schluckte ein paarmal, bevor sie sich dazu überwinden konnte, die Botschaft zu lesen. Leise und stockend sprach sie die Worte aus und verband sie zu Sätzen.
»Um dem Henker die Arbeit abzunehmen, wurden die Verbrecher, die Hexer und Hexen in diesem Wald so lange aufgehängt, bis sie tot waren. Erst wenn die Vögel des Himmels sich an ihnen labten und bleiche- Gerippe unter den starken Zweigen pendelten, war die Rache erfüllt…«
Terry ging einen Schritt nach hinten. Sie schüttelte sich, denn es waren harte Worte gewesen, die sie ausgesprochen hatte. Eine rauhe Haut lief über ihren Rücken, erreichte sogar die Kniekehlen und ließ sie erschaudern.
Demnach war sie keiner Täuschung erlegen. Dieser Baum hatte etwas Außergewöhnliches an sich.
Leider im negativen Sinne.
Woher die plötzlichen Geräusche kamen, konnte sie sich nicht erklären. Jedenfalls begann es mit dem Rauschen der Eichenblätter. In das Rauschen hinein stieß ein anderes Geräusch, das so gar nicht in den Wald passen wollte.
Ein hohles Klappern…
Da hörte sie schon den Schrei ihres Freundes. »Komm da weg, Terry! Um Himmels willen…«
Sie drehte sich um und sah Ed Sommer, der einen Arm ausgestreckt hielt und in die Höhe deutete. Die Spitze seines Zeigefingers wies dabei auf die Baumkrone.
Dort mußte etwas passiert sein.

Hatte sie vor Sekunden noch etwas von den Gehängten gelesen, sobekam sie dies nun bestätigt.

Es waren fünf Skelette, die von den stärksten Ästen herabhingen, schaukelten, gegeneinander schlugen, so daß die Knochen klapperten…

Es gibt Situationen, wo man wegrennen muß, aber nicht kann, weil der Schock noch zu sehr im Körper steckt. So erging es Terry Morgan. Sie wollte die unheimliche Stelle fluchtartig verlassen und wußte gleich, daß sie es nicht schaffen würde, weil sie plötzlich das Gefühl hatte, Blei in den Beinen stecken zu haben.

Zu scheußlich war das Bild.

Fahle, bleiche Knochen, manche auch gelblich schimmernd, aber alle waren völlig blank. Vom Wind getrocknet, freigeweht, so daß sie ein hohles Geräusch erzeugten, wenn sich die Knochenmänner berührten.

Ein Bild des Schreckens.

Das mußten die aus der Vergangenheit zurückgekehrten Hexen, Verbrecher und Schandtäter sein, die mal erhängt worden waren.

Terry hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Sie stand so ungünstig, daß zwei knochige Füße direkt über ihrem Kopf baumelten. Die Skelette selbst hingen an zerfransten Stricken. Ein Wunder, daß diese überhaupt noch hielten.

»Komm endlich her!« rief Ed Sommer, der sich selbst nicht traute, seine Begleiterin zu holen.

Sie hatte zu lange gewartet, denn der Strick des über ihr hängenden Skeletts riß plötzlich.

Senkrecht fiel der Knöcherne nach unten.

Und genau auf sie.

Von den bleichen Füßen wurde zuerst ihr Kopf getroffen, dann rutschten sie ab, berührten die Schultern, glitten noch weiter, und als Terry sich bückte, dabei die Hände gegen ihr Gesicht schlug, spürte sie sehr deutlich, wie das uralte Skelett über ihren Rücken glitt, zu Boden fiel und dort in einer verrenkten Haltung liegenblieb.

Nur langsam überwand sie ihren Schock, drückte den Körper hoch und den Rücken durch.

Die anderen hingen noch an den Ästen. Für Terry war es nur eine Frage der Zeit, wann auch sie herabfielen und die bleichen Gebeine um den Baumstamm verteilen würden.

Sie blieb noch stehen, starrte das vor ihr liegende Skelett an und konnte einfach nicht anders. Zuerst hob sie den rechten Fuß an, dann trat sie zu. Wuchtig, hart. Sie legte all ihre Wut und ihre Kraft in diesen Tritt, der den Knöchernen nicht nur erwischte, ihn auch zertrümmerte. Sogar den Schädel ließ sie nicht aus, hämmerte zweimal zu, damit das bleiche Gebein in zahlreiche Stücke zersprang.

Erst dann ging es ihr besser.

Tief holte sie Luft, bevor sie über die Knochen hinwegsprang und auf ihren Freund zulief, der sie schon erwartet hatte.

Sie fiel ihm in die Arme.

Es war ein Aufschluchzen, das über ihre Lippen drang. »Halt mich fest, halt mich bitte fest!«

Ed hielt den zitternden Körper an sich gepreßt. Er konnte nicht einmal sagen, wer mehr Angst verspürte. Seine Freundin oder er. Ed kam sich wie ein Schuft vor, weil er einfach stehengeblieben war und zugeschauthatte, wie sich aus dem Nichts die Skelette bildeten und Terry bis aufs Mark erschreckten.

»Ist alles okay?« fragte er und fuhr über ihr Haar. »Ist wirklich alles okay?«

»Nein«, hauchte sie. »Nein, verdammt! Nichts ist okay. Du hast sie doch auch gesehen…«

»Ja.«

»Wo kamen sie her?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte er. »Ich weiß es wirklich nicht. Sie waren plötzlich da, ich sah den Nebel zwischen den Ästen, dann kamen sie hervor.«

»Ed, dieser Wald ist verflucht.«

»Ja, das stimmt.«

Terry drückte sich von ihm weg. Sie wischte über ihre Augen, die Lippen hatte sie fest zusammengepreßt. Dann drehte sie sich um, damit der andere ihre Tränen nicht sah.

Es waren Tränen der Verzweiflung. Sie fürchtete sich vor den Skeletten und der Zukunft.

»Laß uns gehen!«

Ed lächelte verzerrt. »Und wie verhält es sich mit dem Schatz? Wolltest du ihn nicht suchen?«

»Nein! Nein! Nichts mehr…«

»Weshalb nicht?«

»Ich will ihn nicht mehr. Ich will nur noch weg. Fort aus dem Wald, Ed. Du doch auch, oder?« Sie schaute ihn bittend an, und Ed nickte.

»Ja, ich habe Angst.«

»Nicht einmal geholfen hast du mir«, warf sie ihm vor. »Du hast mich allein gelassen…«

»Ich konnte nicht, war wie gelähmt.«

»Schon gut. Mir erging es ebenso. Auch ich konnte mich nicht so bewegen. Weiter…«

Plötzlich drehte sich Terry um. Dem Baum warf sie keinen Blick mehr zu, schaute rechts an ihm vorbei und lief so rasch wie möglich durch das hohe Gras davon.

Ed zögerte noch. Er hatte eine trockene Kehle bekommen. Irgend etwas kratzte dort und saß wie ein Klumpen. Die Angst zeichnete auch

ihn, ebenso eine innere Unsicherheit, über die er nicht hinwegkam.

Sie standen unter Kontrolle. Das war ihm klargeworden. In diesem Wald lebten oder hausten Gestalten, die ihnen überlegen waren.

Langsamer, als er es eigentlich wollte, folgte er seiner Freundin in die Tiefe des Buschwerks hinein, durch das sie sich erst einen Weg bahnen mußten, denn in dieser Gegend wuchsen nicht so viele Bäume. Da war der Wald in der Höhe lichter geworden.

Sie fanden sogar einen schmalen Pfad und nahmen den typischen Geruch wahr, der von einem stehenden Gewässer ausging.

»Wir sehen bestimmt gleich einen Tümpel«, sagte Terry, die die Führung übernommen hatte.

»Geh weiter. Bitte.«

»Ja, ja…«

Sie mußte sich bücken, denn die Zweige von beiden Seiten waren zu einem tief hängenden Dach zusammengewachsen.

Die Kehren wurden enger, die Unterlage glatter, der Weg führte einwenig bergab auf einen dunkel schimmernden Tümpel zu, der wie ein Oval aussah und dessen Uferränder von dichtem Strauchwerk bewachsen war. Zudem stachen noch Schilfrohre aus dem Boden wie lange Röhren, in deren Öffnungen man hineinschauen konnte.

Auf dem Tümpel bewegte sich nichts. Nur über ihm tanzten Mückenschwärme. Ed und Terry blieben stehen. Sie hielten sich an den Händen gefaßt und suchten beide nach einem Weg, um den Tümpel zu umgehen.

»Durch will ich auf keinen Fall!« flüsterte Ed Sommer.

»Ich auch nicht.«

»Links könnten wir vorbei. Da wächst das Gebüsch nicht ganz so dicht.«

»Es hat aber Dornen.«

»Na und? Besser gestochen zu werden, als im Schlamm zu versinken.«

Terry hatte gegen diese Logik nichts mehr einzuwenden, und so machten sie sich wieder auf den Weg. Diesmal existierte kein Pfad, dem sie folgen konnten. Sie mußten sich ihren Weg regelrecht bahnen, und das taten sie mit wilden Armbewegungen.

Zwar hakten sich die Dornen an ihrer Kleidung fest, aber der derbe Jeansstoff hielt.

Beide kamen gut voran. An die im Unsichtbaren lauernde Gefahr dachten sie nicht mehr.

Ein Fehler.

Urplötzlich war sie da.

Die beiden Gestalten hatten unerkannt zwischen den dichten Büschen gelauert. Terry und Ed hatten keine Chance, als aus dem Gestrüpp vier Hände zielsicher Zugriffen. Die dunklen Hände mit den langen,

klauenartigen Fingern griffen brutal zu, bekamen sie an den Hüften zu fassen und rissen sie um.

Beide verloren den Halt unter den Füßen.

Zuerst brach Ed taumelnd durch den nahen Uferbewuchs, fiel in den schmalen Schilfwald und fühlte sich im ersten Moment wie aufgespießt, als die Rohre gegen seinen Körper drückten.

Dann hatte er sie unter seinem Gewicht zerknickt, wobei wenig später die Wellen des brakigen Wasser über ihm zusammenschlugen und ihn die schmutzige Tiefe des Tümpels verschluckte.

Terry war es noch gelungen, sich an zwei starken Buschzweigen festzuklammern. Sie drehte ihren Körper dabei, schielte auf die scharfen Pranken an ihrer Hüfte, und die Angst schoß in ihr wie eine heiße Flamme hoch. Hinter dem Busch sah sie die Gestalt. Ein weißlich schimmerndes Monstrum mit Kräften versehen, denen sie nichts entgegensetzen konnte. In den blassen Augen des Unheimlichen irrlichterten Funken.

Das war das erste und auch das letzte Bild, das sie von dem anderen mitbekam.

Der plötzliche Stoß war zu heftig, als daß sie sich hätte gegen ihn stemmen können.

Sie fiel in das Wasser, das sofort über ihrem Körper zusammenschwappte…

Ed Sommer war es gelungen, das erste Gefühl der Panik zu unterdrücken. Zudem hatte er festgestellt, daß der Tümpel nicht diese Tiefe besaß, mit der er eigentlich gerechnet hätte. Zwar waren seine Arme fast bis zu den Ellenbogen im Schlamm versunken und hatten diesen auch aufgewühlt, aber konnte sich fangen, auf die Knie gelangen und wieder in die Höhe stemmen. Pudelnaß tauchte er auf.

Das Haar klebte auf seinem Kopf, grünlich gefärbtes Wasser rann über sein Gesicht. Er schmeckte es auf den Lippen, spie es aus und bekam eine nächste Welle mit, als Terry Morgan in den Tümpel geschleudert wurde.

Sie sank sofort unter.

Ed wollte ihr diesmal helfen, wischte sein Gesicht frei und stellte selbst fest, daß er mit beiden Füßen in einem weichen, widerlichen Schlammgrund versunken war, der aus 1000 Händen zu bestehen schien, die ihn immer tiefer zogen.

Am Ufer sah er die Bewegung und erkannte die weiße Gestalt, die sich für einen Moment zeigte, bevor sie sich wieder hinter den Büschen zusammenduckte.

Terry tauchte auf.

Sie kam langsam in die Höhe. Ihr Haar wurde hochgeschwemmt, zuerst erschien der Hinterkopf, und Ed faßte zu, um sie in die Höhe zu heben. Sie riß den Mund auf, schnappte nach Luft, spie Wasser aus. In

ihrem Haar hingen Pflanzenreste, verklebt mit dem Schleim des Tümpelgrundes.

Ed half seiner Freundin dabei, das Gesicht abzuwaschen. Er hörte dabei ihr Flüstern. »Ed, da war etwas, Ed!«

»Wo?«

»Auf dem Grund. Ich spürte es zwischen meinen Händen. Ich habe genau hineingefaßt.«

»Was war es denn?«

Sie schauderte vor der Antwort zusammen. »Haare, verdammte Haare, in die ich faßte. Widerlich. Ich habe mich geekelt.«

Sommer nickte und schaute zum Ufer, wo er die bleiche Gestalt gesehen hatte.

Sie stand dort nicht mehr. Nur noch die Zweige des Busches, hinter der sie hochgekommen war, wippten nach.

»Raus aus dem…«

Terrys Schrei hallte Ed Sommer in den Ohren. Sie schüttelte sich dabei, es flogen die Wassertropfen, und sie stierte auf die Oberflächedes kleinen Tümpels.

Vom Grund her war etwas in die Höhe gestiegen. Etwas Schauriges, das gleichzeitig bewies, daß sich Terry nicht getäuscht hatte, als sie von den Haaren sprach.

Es waren zwei Köpfe, die vor ihnen schwammen…

***

Auf mich wirkte der Wald wie ein gewaltiges Gefängnis. Der Vergleich mit der Grünen Hölle war nicht angebracht, denn hier herrschte eine völlig andere Vegetation, aber stickig war es schon unter dem Dach der Bäume, wo die Luft stand, die Insekten tanzten und wir Mühe hatten, richtig zu Atem zu kommen.

Tom Jones hatte die Führung übernommen. Er bewegte sich so sicher, daß ich davon ausgehen konnte, einen Mann vor mir zu haben, der auch den Wald kannte, und nicht nur, wie sein Beruf verlangte, das Meer.

Pfade entdeckten wir nicht. Wir mußten schon schaufeln, wenn wir unseren Weg freihaben wollten. Wir gerieten in ein Gelände, in dem die Bäume nicht mehr so dicht nebeneinander wuchsen und sich zahlreiche lichte Stellen zeigten.

Von Geistern sah ich nichts, von einem Pfad ebenfalls nichts, und ich fragte mich, weshalb der Weg Geisterpfad genannt wurde. Vor uns breitete sich eine Mulde aus. Sie war ziemlich groß, wirkte wie eine Schüssel mit relativ steil ansteigenden Rändern.

Tom kletterte in die Mulde hinein, ich folgte ihm, und Suko bildete den Schluß.

In der Mitte blieb der Fischer stehen. Seine Schuhe versanken im

alten Laub. »Seht ihr den Eingang?« fragte er.

Wir blickten hin und erkannten in der Muldenschräge eine Höhle, durch die sich auch ein Mensch zwängen konnte, wenn er sich sehr schmal machte.

»Was ist damit?« fragte ich.

»Hier soll ein Einsiedler gehaust haben, der Menschen köpfte, wenn es ihm in den Sinn kam.«

»Hat er das tatsächlich getan?«

»Schau in die Höhle hinein.«

»Verzichte.«

Tom erklärte weiter. »Die Köpfe hat er genommen und in einen nicht weit entfernten Tümpel geworfen. Das war ein regelrechtes Schwein, kann ich euch sagen.«

»Kommen wir auch an diesem Tümpel vorbei?« fragte Suko.

»Ja.«

Ich wollte etwas anderes wissen. »Wie ist dieser Köhler eigentlich ums Leben gekommen?«

»Man hat ihn aufgestöbert, in Ketten gelegt, in seine Höhle gesteckt und verhungern lassen. Befreien konnte er sich nicht. Irgendwann hat man seine Knochen herausgeschafft.«

Die alten Geschichten konnten zwar sehr gruselig sein, mich interessierten sie nicht so sehr. Für mich war es wichtig, den Dämonenschrein zu finden.

Das sagte ich Tom zum wiederholten Mal.

Er hob nur die Schultern. »Am Waldrand endet auch der Geisterpfad. Da muß es irgendwo sein. Den genauen Ort kann ich euch nicht beschreiben.«

Wir verließen die Mulde. Tom stieg wieder voran. Ich hatte während des Gangs durch den Wald sehr stark auf mein Kreuz geachtet.

Nichts war mit ihm passiert, niemand hatte versucht, durch das Kreuz mit mir in Kontakt zu treten.

Und doch ging ich davon aus, daß uns dämonische Wesen nicht aus den Augen lassen würden. Wir hatten unterwegs einige Orte passiert, wo vor Jahren das Grauen gelebt hatte. Unter anderem eine verfallene Hütte, die einer Hexe gehörte, und auch einen Hochsitz hatte ich gesehen, auf dem jemand ermordet worden war.

Geschichten und Histörchen.

Ob sie den Tatsachen entsprachen, konnte ich nicht nachprüfen.

Tatsache aber war der zweite magische Ansturm auf mich und mein Kreuz. Plötzlich spürte ich das Brennen, blieb sofort stehen, und Suko mußte ausweichen, um nicht gegen mich zu laufen.

Auch Tom Jones hatte etwas bemerkt. Er stand still und drehte nur den Kopf. »Was ist denn?«

Ich gab keine Antwort. Meinen Körper hatte ich auf Konzentration

geschaltet. Sehr gespannt blieb ich auf dem Fleck stehen, bewegte nur die Augen, denn die Gefahr war vorhanden, und ich wollte sie unbedingt frühzeitig genug erkennen.

Jenseits der von uns durchquerten Mulde war das Gelände wieder baumreicher geworden. Sehr dicht standen die hohen Bäume zusammen. Die Zweige berührten sich und bildeten ineinander verschlungene Dächer. Ab und zu tupften ein paar warme Sonnenstrahlen gegen unseren Nacken.

Dann wurde es dunkler.

Keine natürliche Dunkelheit, wie sie die Dämmerung oder die Nacht brachten, nein, diese hier war anders. An mehreren Stellen gleichzeitig quoll sie regelrecht auf, und als wir hinschauten, sahen wir auch, daß es schwarze Wolken waren, die zwischen den Bäumen lauerten.

Drei insgesamt!

Dicht und dunkel, so wie Tinte. Nicht ein Lichtstrahl drang durch.

Schwärzere Schatten gab es nicht.

»Was ist das?« hauchte Tom Jones.

»Eine dämonische Attacke.«

»Und von wem?«

»Ich habe noch keine Ahnung, rechne aber damit, daß es der Spuk sein kann.«

»Dreigeteilt?« fragte Suko.

»Bei ihm ist alles möglich. Er wird doch sicherlich versuchen zu verhindern, daß wir an seine Reliquie gelangen.«

»Klar.«

Die Wolken hatten sich bisher nicht bewegt. Nun aber kamen sie näher. Von drei Seiten gleichzeitig setzten sie sich in Bewegung und nahmen uns in die Zange.

Ich kannte ihre Funktion. Wenn sie über uns herfielen, konnten sie uns töten.

Neben mir zog Suko die Dämonenpeitsche. Er schlug einen Kreis über den Boden, damit die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen hervorrutschten.

Ich hatte mein Kreuz, die Beretta ließ ich stecken. Aus Erfahrung wußte ich, daß es dem Kreuz gelang, die schwarzen Wolken aufzureißen, falls sie über uns herfallen wollten.

Es sah danach aus.

Sie zogen den Kreis noch enger.

Tom Jones schaute mich an. Ich winkte ihm zu. »Komm lieber her. Hier bist du geschützter.«

»Okay, ich… ahhrr …« Es war ein rollender Schrei, der über seine Lippen drang. Plötzlich konnte er sich nicht mehr bewegen. Der unsichtbare Bannstrahl einer Schwarzen Magie hatte ihn voll erwischt

und bannte ihn auf dem Fleck.

Er riß den Mund auf, sein Gesicht war von der Anstrengung gezeichnet, als er versuchte, sich zu befreien. Ich sah ein, daß er es aus eigener Kraft nie schaffte, wollte ihm zu Hilfe eilen und mußte erkennen, daß ich zu spät kam.

Die Wolke war stärker.

Als hätte man ihm die Beine weggeschlagen, so wurde er plötzlich in die Höhe gewirbelt. Er schlug noch mit seinen Armen, bekam einen Zweig zu fassen, umklammerte ihn, aber er schaffte es nicht, sich daran festzuhalten. Die andere Kraft war stärker.

Sie riß an ihm und an dem Ast. Ich hörte ihn brechen, den Fischer schreien, und dann jagte er durch das Astwerk und Laub eines Baumes hinweg auf die schwarze Wolke zu, die ihm am nächsten war.

Innerhalb einer halben Sekunde hatte sie ihn verschlungen.

Wir standen da, rührten uns nicht und wußten nicht, was wir unternehmen sollten. Zu schnell und zu viel war geschehen. Die Wolke, die den armen Mann verschluckt hatte, begann sich zu bewegen. Sie drehte sich, sie zuckte und führte vor unseren Augen beinahe einen höhnischen Tanz auf. Vom Körper des Fischers sahen wir nichts mehr, obwohl er sich im Innern der Wolke befinden mußte.

Die Schwärze war zu tief!

Ich rannte vor. Vielleicht konnte ich mit dem Kreuz noch etwas helfen, wenn ich es aktivierte, wenn…

Es blieb beim Vorsatz.

Die Gegenseite war schneller.

Ich hatte den ersten Buchstaben der Aktivierungsformel noch nicht ausgesprochen, als sich die schwarze Wolke über mir öffnete und einen Körper entließ.

Sie schleuderte ihn nach unten. Durch einen raschen Sprung zur Seite konnte ich mich retten, sonst wäre mir der Tote genau auf den Kopf gefallen. Daß er tot war, erkannte ich an seinem blauen Gesicht. Dieser Mensch war erstickt.

Tom Jones lag vor meinen Füßen. Blau angelaufen, mit aus den Höhlen quellenden Augen und einem weit geöffneten Mund, als hätte er in den letzten Sekunden seines Daseins versucht, noch einmal Luft zu bekommen.

Das war ihm nicht mehr gelungen.

Und die Wolken verschwanden.

Weder Suko noch mir gelang es, eine von ihnen zu fassen und magisch zu beeinflussen.

Der Inspektor stand neben mir, starrte auf den toten Fischer, und seine Mundwinkel zuckten.

Ich wußte, wie es in seinem Innern aussah. Dieser Mann hatte Suko erst am vorherigen Tag das Leben gerettet, und jetzt mußte er so

etwas Schreckliches erleben.

Ich drückte dem Freund die Hand auf die Schulter. »Wir haben ihn nicht retten können. Es ging zu schnell.«

»Ja, zu schnell!« Suko knirschte die Antwort. »Weshalb hat er sich gerade Tom ausgesucht und nicht uns, wo wir bewaffnet waren?«

»Das wußte der Gegner auch. Das schwächste Glied in der Kette. Ist doch klar.«

»Leider.«

Der Inspektor konnte den Gesichtsausdruck des Toten nicht mehr ertragen. Er ging in die Knie und drückte dem Fischer Tom Jones, der kein Seemannsgrab gefunden hatte, die Augen zu.

»Er war ein guter Mann.«

Jetzt mußten wir das Ende des Geisterpfades selbst suchen, und ich fragte mich, ob uns das gelingen würde.

Suko beschäftigte sich gedanklich mit seinem toten Lebensretter.

»Wir werden dafür sorgen, daß er ein anständiges Grab bekommt. Verdammt, er war ein guter Mann.«

Der Tod dieses Mannes war meinem Freund unheimlich nahegegangen. Auch ich schmeckte die Bitternis auf der Zunge, und dieser verfluchte Wald kam mir vor wie ein Gefängnis.

Die Schatten sahen wir nicht mehr. Sie hatten sich verzogen, vielleicht auch aufgelöst, und trotz meiner Waffen bekam ich so etwas wie Angst vor ihnen, da sie aus dem Hinterhalt angriffen und so schnell waren, daß wir sie nicht sahen.

»Vielleicht hätte man den Bumerang schleudern können«, sagte Suko, der noch immer über unser Nichteingreifen nachdachte.

»In die Wolke?«

»Vergiß es.«

Wir gingen weiter. Wühlten uns förmlich durch die Schwüle, duckten uns unter Ästen hinweg, stöberten mal einen Hasen oder ein Eichhörnchen auf, die aber schnell wieder verschwanden.

Unwillkürlich beobachtete ich ein Eichhörnchen. Sein Ziel war ein breiter Stamm, der in der Krone eine dichte Belaubung aufwies. Gedankenschnell huschte das Tier den Stamm hoch, hatte die ersten Äste schon hinter sich gelassen, als es geschah.

So etwas war mir noch nie vorgekommen. Ich blieb erschreckt stehen, wurde ebenso starr wie das kleine Eichhörnchen, nur glühte ich nicht so auf wie dieses Tier, das von innen her in einem dunkelroten gleichmäßigen Feuer verbrannte, zu Asche wurde, die als feiner Staubregen an der Rinde herabrieselte.

Hatte uns das kleine Tier das Leben gerettet?

Ich mußte davon ausgehen. Einer von uns hätte auf seinem weiteren Weg sicherlich den Stamm berührt. Was dann passiert wäre, wagte ich mir kaum auszumalen.

Sukos Atem traf meinen Nacken. »John, jetzt wird es kriminell«, flüsterte er.

Damit hatte er recht. Auch mein Kreuz reagierte. Es erwärmte sich, zeigte mir an, daß sich eine fremde, gefährliche Magie in derunmittelbaren Nähe befand.

Aber wo?

Wahrscheinlich im Baum.

Jetzt holte ich meinen Bumerang hervor, schaute den Baum an und dachte daran, wie harmlos er doch wirkte. Nichts an seinem Äußeren wies daraufhin, welch eine zerstörerische Kraft in ihm steckte, die weder Rücksicht auf Tier noch Mensch nahm.

War der Baum überhaupt mein Gegner oder hielt sich jemand in seiner Krone verborgen, weil ich dort eine Bewegung wahrnahm, die sich auch auf das Laub übertrug.

Da konnte einer sitzen.

Auch Suko dachte so wie ich. »John, ziel mal mehr nach links. Ich habe das Gefühl, von dort beobachtet zu werden.«

»Okay!« zischte ich durch die Zähne, drehte meinen Körper etwas und holte aus.

Dann warf ich.

Schräg angesetzt und leicht angeschnitten verließ die silberne Banane meine Hand.

Von mir aus bis zum Baum war es nur mehr eine lächerlich geringe Distanz, trotzdem war ein solcher Wurf für mich neu, denn bisher hatte ich bei meinen Einsätzen stets auf ein Ziel gehalten, das nie so kompakt gewesen war wie dieses.

Selbst damals der Schwarze Tod nicht.

Der Bumerang durchschnitt das Laub, als wäre er ein Messer. Danach jagte er in das Geäst, wir hörten es knacken und knirschen.

Erste Zweige regneten zu Boden, gefolgt von armdicken Ästen oder Aststücken.

Die Waffe selbst war von mir so geschleudert worden, daß sie nicht durch den Baum fuhr, sondern sich um die eigene Achse drehte und dabei auch ihre Stellung wechselte.

Der Bumerang senste ein gewisses Gebiet ab. Er leuchtete fahl, und direkt um ihn herum sahen wir einen silbrigen Schimmer.

Der Blitz traf uns wie aus heiterem Himmel. Nicht ein Gewitter zeigte sich dafür verantwortlich, auch keine andere elektrische Entladung, sondern eine magische.

Und das in der hohen Baumkrone!

Dort hatte der von mir geschleuderte Bumerang endlich seih Ziel gefunden und die Gestalt erwischt, von der bisher nur Suko etwas gesehen hatte. Der Blitz war so stark, daß er uns blendete, wir die Augen schlossen und deshalb nur den gellenden Schrei hörten, der an

unsere Ohren drang.

Auch mit geschlossenen Augen konnten wir merken, daß sich die Lichtverhältnisse wieder normalisiert hatten.

Beide standen wir unter Hochspannung, blickten auf den Baum und sahen die Gestalt.

Sie hing fest.

Der Bumerang hatte ihr nicht das dämonische Leben ausgesaugt, er war möglicherweise von den starken Ästen aufgehalten oder behindert worden, aber er hatte den Dämon geschwächt.

Halb war er gekippt, hing in einer Astgabel schlaff zur rechten Seite herab und wirkte so, als würde er jeden Augenblick das Übergewicht bekommen und fallen.

Wir hatten ihn noch nie gesehen.

Ein dreifarbiges Wesen hockte im Baum. Seine gesamte Haut bestand aus schwarzen, grünen und blauen Streifen, die allesamt einen Stich ins Dunkle besaßen. Selbst das Gesicht war davon nicht ausgenommen worden, und die glatten Haare ebenfalls nicht.

»Den kenne ich nicht!« flüsterte Suko.

Ich sah meinen Bumerang, wie er zu Boden fiel. Neben dem Stamm blieb er liegen.

Rasch lief ich hin, hob ihn auf, als der im Baum hockende Dämon das Übergewicht bekam und zu Boden schlug.

Dumpf erreichte der Aufprall meine Ohren. Natürlich mußten wir uns um ihn kümmern, eine bessere Geisel konnten wir nicht bekommen, wenn nicht etwas anderes eingetreten wäre.

Beide hörten wir den Schrei.

Einen gellenden Ruf. Hoch und spitz hallte er durch den Wald. So schrie nur eine Person, die sich in Not befand.

Suko schaute mich an, ich ihn.

Der Inspektor nickte. »Ich gehe«, rief er und rannte schon davon, während ich mich um unseren speziellen Freund kümmern wollte…

***

Auf dem Wasser schwamm der Kopf!

Ein grausames und scheußliches Bild. Die Wellen spielten mit dem Schädel, der bereits Spuren von Verwesung zeigte.

Wahrscheinlich hatte er lange Jahre im tiefen Bodenschlamm gelegen und war erst durch das Aufwühlen an die Oberfläche gespült worden.

Beide konnten nicht hinschauen. Ed und Terry klammerten sich aneinander, während die Frau immer wieder flüsterte: »Das darf doch nicht wahr sein. Nein, das ist verrückt! Wahnsinn…«

Ed gab keine Antwort. Irgend etwas hatte seine Kehle zugedrückt.

Es fiel ihm sogar schwer, Atem zu holen, aber er mußte einfach weg und konnte sich trotzdem nicht rühren.

Unter seinen Füßen spürte er den nachgiebigen Schlamm und hatte dabei das Gefühl, auf den langen Haaren eines zweiten Schädels zu stehen, aber das entsprach seiner Einbildung.

»Komm!« flüsterte er, »komm…«

Er wollte zurück und drückte Terry von sich, um sich besser bewegen zu können. Ein Schritt trennte sie, und genau in diesem Zwischenraum stieg der zweite Schädel in die Höhe.

Er kam vom Grund hoch, drückte sich näher an die Oberfläche und war immer besser zu erkennen.

Ein altes Gesicht, bleich, aufgedunsen, von den Spuren der Zeit gezeichnet, so trieb er hoch, bis er die Oberfläche durchbrach, von einer Welle erwischt und gegen Terry Morgan gedrückt wurde.

Sie schrie.

Diesmal gellend und laut. Mit einer heftigen Bewegung warf sie sich zurück, geriet dabei ins Schwanken und konnte nicht vermeiden, daß eine Welle über ihr Gesicht floß.

Auch Ed Sommer stand Todesängste durch. Vielleicht noch größere als die Frau. Nervenstärke gehörte nicht zu seinen hervorstechenden Eigenschaften. Er war mehr der Softie. Die Exkursion hatte ihm von vornherein nicht gefallen. Lieber wäre er in London geblieben, als in dieser verfluchten Gegend herumzuirren.

Er stand da und rührte sich nicht. Schaute auf den Kopf. Ekel nistete in seinem Blick. Es kostete ihn eine ungemein starke Überwindung, seine Hand zu senken und die Haare anzufassen. Er spürte sie naß in der Hand. Dann hob er den Kopf mit einem Ruck in die Höhe und schleuderte ihn fort.

Er hatte so viel Kraft in den Wurf gelegt, daß der Schädel über den Uferrand hinwegflog und irgendwo zwischen den Büschen landete. Erst jetzt kam Sommer wieder dazu, sich um seine Freundin zu kümmern.

Terry Morgan war ebenfalls nicht an Land geklettert. Sie stand noch im Tümpel, hatte Ed angeschaut und ließ auch jetzt ihren Blick nicht von seiner nassen Gestalt.

»Raus!« keuchte sie. »Wir müssen hier raus!«

»Ja! Ja!« schrie er zurück. »Ich will auch raus. Ich will weg aus diesem verdammten Wald!«

Sie faßten sich an den Händen. Gemeinsam bewegten sie sich auf dem Schilfgürtel, der das Ufer als schmaler Rand umgab. Dabei halten sie Mühe, die Beine zu heben, denn der Schlamm war so zäh, daß er schon an eine Gummimasse erinnerte. Er wollte sich um ihre Füße legen. Sie zerrten, unterstützten sich gegenseitig und hielten sich an den aus dem Wasser wachsenden Rohren fest.

Dann wateten sie aufs Trockene. Der Schilfgürtel wurde von ihnen eingerissen. Schlamm und Schlick wichen einem härteren Untergrund.

Sie keuchten beide, über ihre Gesichter rann eine dunkle Brühe. Manchmal spien sie das Zeug auch aus, wenn es über ihre Lippen rann. Naß waren sie. Die Kleidung klebte auf ihrer Haut, sie rochen nach dem brakigen Wasser, waren aber froh, dem Tümpel entkommen zu sein.

Zuerst blieb Terry stehen. Sie warf den Kopf in den Nacken und atmete keuchend. »Ich begreife das nicht, Ed. Was ist mit diesem verfluchten Wald los?«

»Du hast es doch gesagt. Er ist verflucht!« Ed vollführte wilde Handbewegungen. »Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Fußbreit Boden ist hier verwunschen. Ich bin sauer, ich hätte tot sein können, ich…«

»Okay, okay, wir müssen weg!«

»Wenn man uns läßt!«

Ed Sommer besaß kaum Energie. Da reagierte Terry schon anders.

Sie wollte nach ihrer Brille fassen und merkte erst jetzt, daß sie das Gestell verloren hatte. Die Brille mußte irgendwo im Tümpel liegen.

Zum Glück konnte sie sich auch ohne zurechtfinden. Sie sah zwar nicht so scharf, aber gegen Bäume würde sie schon nicht laufen.

»Weißt du denn, wo der Wald zu Ende ist?« fragte Ed keuchend.

Er stand da, hatte die Arme ausgebreitet und hob die Schultern. In seinem Gesicht zeichnete sich ein ratloser Ausdruck ab.

»Das weiß ich nicht. Schlimmer als jetzt kann es auch nicht kommen!«

»Wie du meinst.«

Terry stieß ihren Freund an. »Reiß dich zusammen, Mensch. Wir müssen trotzdem weiter.«

»Ja, schon gut.«

Es blieb beim Vorsatz. Nur Terry hatte den ersten Schritt gesetzt, als sie abrupt stehenblieb.

Jemand hatte gelacht!

Ihr Freund war es nicht gewesen, der stand ebenfalls da und lauschte, weil er auch das Lachen vernommen hatte. Jemand anderer mußte die beiden umschleichen.

»Da ist einer!« hauchte Terry.

Ed Sommer nickte nur. Vorsichtig drehte er sich auf der Stelle. Er hatte eigentlich bis auf den Tümpel schauen wollen, den Vorsatz ließ er sein, denn zwischen den Zweigen eines Gestrüpps sah er die Bewegung, bevor sich eine Gestalt aufrichtete.

»Da!« hauchte er. »Da ist sie. Da ist der Typ mit dem einen Augen!« Er war so aufgeregt und geschockt, daß er zitterte und seine Freundin oftmals anstieß.

Auch Terry blickte in die Richtung. Ihre Augen weiteten sich allmählich. Dabei öffnete sich auch der Mund. Sie spürte den Klumpen im Magen, der das Gefühl der Angst ausdrückte. Ihre Augen waren

feucht, sie wollte etwas sagen, aber sie brachte keinen Ton hervor.

Zu schrecklich sah die Gestalt aus.

Sie war klein, glatzköpfig, und das eine Auge auf ihrer Stirn leuchtete in einem wechselnden Farbenspiel. Eine trikotähnliche Kleidung spannte sich um ihren Körper. Als Mann wurde sie identifiziert, das spielte keine Rolle, fasziniert waren beide Menschen von diesem einen Auge, dessen Pupille in zahlreichen Farben leuchtete.

Sie wechselten oft von einer Sekunde auf die andere. Mal leuchtete das Auge rot, dann wieder gelb, es strahlte auch grün, bis es rot blieb, so daß beide Beobachter an ein im Kopf eingelassenes Rücklicht erinnert wurden.

»Wer ist das?« hauchte Terry.

Ed hob nur die Schultern. Er wußte keine Antwort mehr. Dieser verfluchte Wald stellte ihn vor Rätsel, die er nicht lösen konnte.

Von dem Unheimlichen strahlte ein Flair ab, das die beiden Menschen sehr deutlich spürten. Sie zuckten und schauderten unter dem Blick zusammen. Die Gänsehaut lag auf ihrem Rücken, das Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, und Terry hatte Mühe, die Worte, die sie bedrückten, leise auszusprechen.

»Laß uns gehen, Ed! Nach links, komm. Ganz langsam, auch wenn es schwerfällt. Reiß dich zusammen. Okay?«

»Will's versuchen!«

Sie rückten zur Seite, den ersten Schritt, den zweiten, auch den dritten, bis sie den Bleichen sahen, der sich bisher versteckt gehalten hatte und sich plötzlich neben ihnen in die Höhe schraubte, so daß er ihren weiteren Weg versperrte.

Keine Chance.

Nur zurück. Da lag der Tümpel, in den beide auf keinen Fall wieder hineinwollten.

Der Bleiche war übergroß im Gegensatz zu dem mit dem einen Auge. Und er besaß lange Fellarme mit braunschwarzen, hornigen Pranken, die Terry genau kannte, weil sie aus dem Gebüsch geschossen waren und sie angefaßt hatten.

Diese Pranken drückten letzte trennende Zweige zur Seite, damit es zwischen Dämon und Mensch kein Hindernis mehr gab. Auch der Einäugige hatte sich in Bewegung gesetzt.

Von zwei Seiten sollte die Falle zuschnappen, und die beiden sahen keine Chance für einen Ausweg.

Der Bleiche war näher. In seinem Gesicht, das über den Zweigen des Busches hinwegschaute, lagen die Augen völlig ausdruckslos.

Wie bei jemandem, der tötet und überhaupt nichts dabei empfand.

»Die… die haben sich nicht verkleidet«, sagte der Mann mit zitternder Stimme. »Verdammt, hier kommen wir nicht mehr raus. Ich könnte deinen Bruder noch verfluchen…«

Terry schwieg.
Aber sie hörte plötzlich Schritte, während Ed in seiner Angst darauf nicht achtete. Er war ein Feigling. Und plötzlich erkannte Terry Morgan einen Schatten, der mit beiden Händen einen starken Ast umklammerte und sich nach vorn schwang wie Tarzan in seinen besten Zeiten.
Gleichzeitig kam auch der Bleiche…

***

Ich hatte es endlich geschafft, eine Spur zu finden. Vor mir lag der Dämon, der meinem Bumerang hatte Tribut zollen müssen. Er war auf den Rücken gefallen, zudem von einer starken magischen Randwirkung getroffen worden, denn voll hatte ihn der Bumerang nicht erwischt. So war es allerdings besser.
Ob er sprechen oder sich still stellen wollte, würde sich zeigen.
Vorerst machte er auf mich den Eindruck eines Geschlagenen. Sogar noch schlimmer. Ich hatte das Gefühl, auf einen Toten zu schauen.
Suko war verschwunden, auch seine Schritte hörte ich nicht mehr, so daß ich von einer beklemmenden Stille umgeben wurde. Auch die Sonne hatte sich allmählich gesenkt. Es war nicht mehr so hell wie am Mittag hier im Wald. Die Schatten wurden länger. Hellere Flecken waren nur mehr verteilte Inseln, die einen unnatürlich grünweißen Farbstich bekommen hatten.
Ich hatte mir das Kreuz offen vor die Brust gehängt und war sehr vorsichtig und auf alles gefaßt, als ich mich neben den von mir erlegten Dämon niederkniete.
War er tatsächlich tot?
Nein, er lebte. Seine Augen bewegten sich.
»Kannst du mich hören?«
Er mußte meine Frage vernommen haben, ich hatte schließlich laut genug gesprochen. Dennoch blieb er ruhig liegen. Nur seine Augen veränderten sich. Dort sah ich die gleichen drei Farbstreifen im Hintergrund der Pupillen leuchten wie auch auf seinem Körper.
Ich berührte ihn, weil ich einfach wissen mußte, ob das Haut war, was mir entgegenleuchtete.
Oft genug habe ich weiches Leder gefühlt oder auf ihm gesessen.
So war es auch hier. Die Haut fühlte sich an wie Leder. Sie war bestimmt aus einem besonderen Material hergestellt worden. Ich ließ meine Hand über seine Brust gleiten und stellte fest, daß ich sie sogar eindrücken konnte, so nachgiebig war sie.
Wie kam es?
Dabei sah er so harmlos aus, wie er auf dem Rücken lag. Ich wußte es besser. Schließlich hatte er sich in einen Schatten verwandelt und auch getötet.

»Verstehst du mich?« sprach ich ihn erneut an.

Da zuckte es in seinen Augen. Es war eine wilde hastige Bewegung. Leben kehrte in ihn zurück, auch wenn es ein dämonisches oder schwarzmagisches war. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er seine Hände um meine Kehle schlagen, weil ein Zucken durch seine Klauen lief, danach blieb er ruhig liegen.

Und er mußte mein Kreuz sehen, das dicht vor seinem dreifarbigen Gesicht pendelte.

»Nun?«

Er hörte das eine Wort. Eine Reaktion las ich in seinen Augen, als sie größer wurden, und ich hörte seine Antwort. »Der Wald!« flüsterte er, »der Wald gehört uns…«

Ich hatte ihn verstanden. Auch wenn er aus irgendeiner anderen Dimension kam, hatte er sich den Verhältnissen gut angepaßt.

»Euch? Nein, der Wald gehört allen.«

»Wir sind die Herren.«

»Und wer ist das?«

»Ich, Tri-Arion. Sowie Casial und Murghal, meine beiden Freunde. Wir sind gekommen, weil sich Frevler auf den Weg machten, um etwas Wichtiges zu stehlen.«

»Den Schrein?«

»Ja, ihn.«

Ich freute mich innerlich. Endlich hatte ich eine konkrete Spur.

Dieser Dämon wußte mehr, als ich erwartet hatte. Er war eingeweiht und hatte sich wahrscheinlich selbst auf die Suche nach dem Schrein begeben, um ihn in die Klauen zu bekommen. Wahrscheinlich gehörte er auch zu den Beschützern des Schreins, in dem etwas für Dämonen sehr Wertvolles versteckt sein mußte.

»Du kennst den Schrein?«

»Ich und meine Freunde.«

»Wo befindet er sich?«

Da lachte Tri-Arion. »Nicht weit von hier. Aber niemand wird an ihn herankommen, dafür sorgen wir.«

»Wer seid ihr?«

»Seine Hüter.«

»Das habe ich mir gedacht. Aber wer hat euch eingesetzt? Weshalb verändert oder verhext ihr diesen Wald?«

Er ließ sich mit seiner Antwort Zeit und machte mir überhaupt nicht den Eindruck, als hätte er irgendeinen Widerstand vor. Tri-Arion kam mir für einen Dämon schon zu harmlos vor.

»Wir leben schon lange Zeit, und im Laufe eurer Jahrhunderte ist in diesem Wald viel passiert. Hier haben Hexen, Hexer, Mörder und Dämonen gehaust. Die Menschen fürchteten sich vor diesem Wald nicht ohne Grund. Und sie fürchteten auch uns, die Hüter des

Schreins. Wir haben dafür gesorgt, daß die im Wald verborgenen Kräfte wieder hervortraten und sich die Panik ausbreitete. Jeder, der es versucht, wird getötet.«

»Einer hat es…«

»Ja«, unterbrach er mich und zeigte mir an, daß er sehr genauinformiert war. »Ansgar of Osborne. Er wollte den Schrein unbedingt finden. Er wußte auch, wo er liegt. Er hat ihn hergestellt und den wertvollen Inhalt hineingelegt. Aber er wandte sich dem falschen Dämon zu, weil er einfach noch mehr wollte. Dabei konnte er zu seinen Lebzeiten diesen Wald kontrollieren und seine Tiermagie ausnutzen und vervollkommnen. Er hätte es immer gut gehabt, aber Asmodis wollte es anders.«

»Osborne lebt nicht mehr«, sagte ich.

»Jetzt sind andere hinter dem Schrein her.«

»Wie du!«

»Genau!«

Tri-Arion lachte mir ins Gesicht. »Auch du wirst ihn nicht bekommen. Keiner darf ihn kriegen. Wir schaffen ihn fort von hier, es ist zu gefährlich.«

»Wo befindet sich euer Herr und Meister?«

»Du wirst ihn nicht kennen. Er ist der Herrscher über die Welt der Schatten.« Kaum hatte Tri-Arion den Satz ausgesprochen, als er sich veränderte. In die Dreierfarbe seiner Augen trat ein Glänzen, und auch die Intensität seiner Körperfarbe nahm zu. Von seinem Herrn und Meister zu sprechen, mußte für ihn etwas unwahrscheinlich Großes sein.

»Ich kenne ihn trotzdem«, erklärte ich. »Nur unter einem anderen Namen. Es ist der Spuk!«

»Ja, das stimmt.«

»Siehst du.« Mein Lachen klang leise. »Und weil ich ihn kenne, möchte ich zu gern wissen, was von ihm innerhalb des Dämonenschreins liegt. Das wirst du sicherlich begreifen.«

»Er ist ein Schatten.«

Ich gab ihm durch ein Nicken recht. »Das stimmt sogar, ein Schatten. Aber das war er nicht immer. Er gehörte zu den Großen Alten, er wurde der Namenlose genannt.«

»Dann kennst du auch den Grund?«

»Vielleicht…« Den kannte ich nicht, aber das wollte ich Tri-Arion nicht auf die Nase binden. Dieser Dämon war sehr von sich überzeugt, jetzt wo Osborne nicht mehr lebte. Vielleicht konnte ich auch dafür sorgen, daß er redete.

Wir würden sehen.

Tri-Arion spannte mich auf die Folter. Ich wartete. Sekunden vergingen. Mein Kreuz hing völlig ruhig über ihm. Ich bekam plötzlich

das Gefühl, daß ich vor einer entscheidenden Situation stand. Es fehlte viel in meiner Rechnung. Mein Wissen wies große Lücken auf, die von Tri-Arion unter Umständen gestopft werden konnte.

»Er war einer von ihnen und war es trotzdem nicht«, sagte er plötzlich.

»Meinst du die Großen Alten?«

»Ja, er hat sich zu ihnen gesellt, als er entstand. Oder als er in einer Zeit geschaffen wurde, wo es noch keine Menschen gab, aber Götter und Dämonen. Er ist ein Abtrünniger, den ein Volk nicht mehr haben wollte, das niemand mehr kennt. Ein Sternenvolk, Dimensionsreisende, die die Erde ausgemacht hatten, nieder kamen und den Spuk einfach zurückließen, da sie ihn nicht mehr wollten.«

»Dann gehört er einem Sternenvolk an?« hakte ich noch einmal nach.

»So ist es.«

Plötzlich begann etwas in meinem Kopf zu rotieren. Ich erinnerte mich, davon schon gehört zu haben. Ein Abtrünniger der Sterne, eine weiße Gestalt, die aus dem Boden wuchs und so etwas wie eine Gipsform besaß. Ja, das hatte ich gehört. Es lag einige Zeit zurück.

Wir hatten es damals schwer gehabt, die Alptraum-Schlucht kennengelernt und auch etwas über die Entstehung des Spuks gehört. [2]

Und jetzt war er schwarz, gestaltlos, eine Wolke, die ihre Form stets veränderte.

Weshalb hatte man ihn nicht so gelassen?

Tri-Arion merkte meine Befangenheit und auch, daß mir Lücken in meinem Wissen fehlten. »Nun?« flüsterte er. »Habe ich dich überrascht? Weißt du doch nicht so über ihn Bescheid, wie du mir hattest weismachen wollen?«

»Ich versuche nur, das eine mit dem anderen zu verbinden«, antwortete ich ausweichend. »Er kam also von den Sternen auf unseren Planeten. Er wurde zurückgelassen und lernte die Großen Alten kennen.«

»Kann sein.«

»Und weiter?«

»Er wollte eine andere Gestalt haben. Er wollte sich rächen für das, was man ihm angetan hatte, und er verschrieb sich dem absolut Bösen. Die Erde befand sich damals in der Entwicklung, mit den Dämonen war es nicht anders. Gut und Böse, wie du als Mensch sagst, lagen in einem ewigen Kampf. Es war noch nicht entschieden, und der Spuk entschloßsich daher, ein eignes Reich zu bilden, ohne die Verbindung zu den Großen Alten, den damals mächtigsten Dämonen, völlig abreißen zu lassen. Er blieb bei ihnen.«

»Und diese weiße Riesengestalt?« fragte ich.

Tri-Arion lachte nur. »Die zerstörte er. Er wollte nicht mehr. Von nun

an gab es sie nicht mehr, denn er war jetzt der Namenlose oder der Spuk, wie du sagst. Er herrschte über die Seelen der getöteten Dämonen, war Herr im Reich der Schatten, wurde immer mächtiger und blieb den Großen Alten trotzdem verbunden.«

Mit diesen Informationen hätte ich gar nicht gerechnet, trotzdem wollte ich noch mehr wissen. »Ich habe ihn mal als ein grünes Ungeheuer erlebt. Eine Art von Drachen- oder Schlangenmonster. Wie verhält es sich denn damit?«

»Ja, das ist schon möglich, denn der Spuk konnte auch seine Gestalten wechseln. Es gab eine Zeit, da herrschten die Drachen auf diesem Planeten, und der Spuk schloß sich ihnen an, um die Kontrolle über sie zu bekommen. Er tat es dann nicht mehr, weil andere Dinge ihn in Anspruch nahmen, denn die Drachen wurden auch von anderen, mächtigen Dämonen benutzt, und der Spuk wollte ein Einzelgänger innerhalb des Dämonenreiches bleiben. Irgendwann entschied er sichdafür, sein Schattendasein für immer zu behalten. Das ist auch gut, denn er hat uns, seinen Dienern, ebenfalls etwas von seiner Kraft abgegeben.«

Das hatte ich leider feststellen müssen. Der Mord an Tom Jones war ein brutales Beispiel dafür gewesen.

»Und der Schrein?« fragte ich. »Was befindet sich darin?«

»Ich werde es dir nicht sagen.«

»Wie du willst. Wir finden ihn!«

Tri-Arion verzog das Gesicht. »Dazu müßt ihr die Stelle wissen. Nicht alles, was du dir vorgenommen hast, kannst du auch durchführen. Denke daran, du bist ein Mensch, der Spuk ist ein mächtiger Dämon, ich bin es ebenfalls. Dieser Wald gehört uns. Der Spuk hat uns eingesetzt, um auf ihn zu achten. Wir sollen ihn durchkämmen, wir müssen ihn bewachen und haben dafür Sorge getragen, daß sich im Laufe der Jahrhunderte Legenden unter den Menschen gebildet haben, damit sich jeder fürchtete, den Wald zu betreten.«

»Bis auf den Teufel.«

»Ja, aber wir werden auch mit ihm fertig. So wie mit Osborne, der den Satan nicht schützen konnte.«

»Weil ich ihn vernichtete!«

Tri-Arion schwieg. Wahrscheinlich hatte ich ihn mit dieser Eröffnung überrascht. Er kannte mich nicht. Vor dem Kreuz zeigte er keine Furcht, womit konnte ich ihn überzeugen, daß er mich dorthin führte, wo ich den geheimnisvollen Dämonenschrein fand.

Vielleicht mit dem Bumerang?

Ich sah ihm an, daß er nicht mehr gewillt war, mir noch weitere Informationen zu geben, deshalb zog auch ich mich zurück und stand langsam auf. Seine Blicke verfolgten mich. In seinen Augen sah ich plötzlich ein dreifarbiges Leuchten.

Eine Warnung für mich!
Und dann kam der Schatten!
Plötzlich war er da, quoll aus seinem Maul hervor und breitete sich in Sekundenschnelle aus, wobei ich den Ansturm einer Kälte mitbekam, die nicht erklärbar war.
Magie.
Stark, konzentriert jagte sie mir entgegen. Ich wich zurück, mein Kreuz hob ich an, aber es gelang mir nicht, den Ansturm zu stoppen. Noch hatte mich die Wolke nicht erreicht, nur Tri-Arions Stimme hörte ich aus ihrem Innern schallen.
»So ergeht es allen. Ich werde euch vernichten. Ich vernichte jeden, der sich mir in den Weg stellt, das versichere ich dir. Du kannst es nicht schaffen. Du wirst…«
Ich sprang einfach vor. Mein Ziel war die Wolke. Mit dem Kreuz in der Hand setzte ich alles auf eine Karte und schrie die Aktivierungsformel, die mein Kreuz zu einer wirksamen Waffe der Weißen Magie machte…

***

Der Bleiche mit den langen, affenartigen Armen befand sich im Sprung, und auch Suko jagte heran. Sekundenbruchteile entschieden darüber, wer schneller war.
Der Chinese hatte sich noch einmal Schwung geben können. Mit den Beinen voran flog er auf den Bleichen zu und befand sich in dessen Rücken. Einen Lidschlag später rammte er die Füße gegen die Gestalt, die nach vorn und gleichzeitig zur Seite geschleudert wurde, so daß sie die beiden Menschen um Haaresbreite verfehlte.
Suko kam gut auf. Er fing sich sofort wieder, war mit dem nächsten Sprung bei Terry und Ed, stieß sie zur Seite und brüllte ihnen zu:
»Verschwinden Sie!«
Sie reagierten schnell und liefen durch die Lücke, die Suko ihnen mit seiner Aktion geschaffen hatte.
Er blieb.
Die beiden Bewegungen glichen einer, als er die Peitsche hervorholte, den Kreis schlug und die drei Riemen ausfahren ließ.
Er war kampfbereit!
Und er drehte sich.
Casial befand sich bereits auf dem Weg. Der Dämon mit dem einen leuchtenden Auge wollte das wieder wettmachen, was sein Artgenosse verbockt hatte. Noch zeigte er sich nicht in seiner Schattengestalt, dafür glühte das Auge in seiner Stirn in einem gefährlichen Rot. Esdemonstrierte die Angriffslust des Spukdieners.
Suko wartete mit schlagbereiter Peitsche.
Hinter ihm bewegten sich die Zweige der Büsche und auch die

langen Grashalme.
Der Bleiche stand wieder auf.
Aber Suko kümmerte sich um Casial.
Er schlug zu.
Gedreht hatte er die Peitsche, so daß die drei Riemen auseinanderfächerten und eine ziemlich große Fläche abdeckten. Der Chinese rechnete auch damit, den Dämon zu erwischen, der aber reagierte noch schneller als der Inspektor.
Plötzlich war er ein Schatten.
Die aus der Haut eines Dämons bestehenden Riemen befanden sich noch auf dem Weg, als Casial seine Kräfte einsetzte und sich so verwandelte, daß Suko zwar die Wolke traf, dennoch aber ins Leere schlug, denn er spürte keinen Widerstand.
Die drei Riemen jagten durch diesen schwarzen, wallenden, widerstandslosen Berg, rissen ihn an den getroffenen Stellen noch auf, so daß Suko ein helles Funkeln sah, aber zerstört wurde der Schatten von den Treffern nicht.
Das gab dem Chinesen zu denken. Er hatte noch immer das Bild vor Augen, auf welch eine grauenvolle Art und Weise Tom Jones ums Leben gekommen war. Ihm sollte so etwas nicht passieren, und auch nicht seinen beiden neuen Schützlingen, die den Inspektor aus einigermaßen sicherer Distanz beobachteten.
Suko mußte zu ihnen.
Auch der Bleiche hatte sich verwandelt. Direkt am Ufer des Tümpels schwebte die schwarze Wolke, bewegte sich, ohne allerdings ihren Standort zu verändern.
Dafür glitt Casial auf Suko zu. Wäre er allein gewesen, hätte er sich noch einmal zum Kampf gestellt. So aber mußte er zusehen, daß er die beiden Menschen in Sicherheit brachte. Erst einmal weglaufen. Später konnte er sich dann von ihnen trennen.
Suko rannte auf sie zu. Er brach wie ein Berserker durch die Büsche, stand vor sie und trieb sie an, sofort zu verschwinden.
Die Frau reagierte besser als der Mann. Sie zog Ed Sommer gleich mit, und Suko blieb an ihrer Seite, wobei er ab und zu einen Blick über die Schulter warf und nach den Wolken suchte.
Er sah sie nicht mehr.
Daß sie völlig verschwunden waren, daran wollte er nicht glauben.
Sicherlich suchten sie nach einer neuen Chance, und die würden sie auch bekommen, wenn Suko nicht besser war und die Schatten überlistete.
Es war Zufall, daß die drei ausgerechnet in die Richtung liefen, wo der Wald mit am dichtesten war und die Bäume so nahe beieinander wuchsen, daß sich ihre Zweige berührten. Sie konnten auch nicht normal laufen und mußten die Köpfe einziehen. Dumpf klangen ihre

Schritte auf dem Boden. Gedämpft durch einen braunen Teppich aus verfaulenden Nadeln von Tannen und Fichten.

Suko hatte die beiden vorlaufen lassen. An ihren Laufbewegungen erkannte er, daß sie sich nicht mehr lange auf den Beinen halten konnten. Die Schwäche wurde immer gravierender.

Den Mann erwischte es zuerst. Er lief noch einige taumelnde Schritte, bevor er zur Seite fiel, den Arm ausstreckte und sich gegen einen Baumstamm stützte.

Pfeifend holte er Luft. Den Kopf warf er dabei zurück, schüttelte ihn und begann zu keuchen. »Verdammt, ich… ich … kann nicht mehr.«

Auch Terry war ziemlich am Ende. Sie blieb stehen, warf die Arme hoch, dann wieder nach unten und legte ihre flachen Handflächen auf die Knie, wobei sie mit offenem Mund ein- und ausatmete.

Suko wäre natürlich weitergelaufen. Er sah jedoch ein, daß er den beiden eine Pause gönnen mußte. Also hielt auch er an. An einem sicheren Platz ließen sie sich nieder.

Ed Sommer fiel auf sein Hinterteil und drückte sich so weit zurück, daß er sich gegen einen Baumstamm lehnen konnte.

Da blieb er…

Terry fiel auf die Knie, während Suko, der kaum schneller atmete, einen Teil des Wegs im Auge behielt, den sie auch gekommen waren. Sehr weit konnte er dabei nicht blicken, nur einen kleinen Ausschnitt sah er, aber er entdeckte keine Verfolger.

Noch nicht…

Er wandte sich wieder um.

Die Frau schaute ihn an. Sie war naß, erschöpft, und noch rann Wasser aus ihren Haaren. »Ich bin Terry Morgan«, keuchte sie, bevor ihr Zeigefinger auf den Mann deutete. »Das ist Edward Sommer.«

Auch Suko sagte seinen Namen.

»Wo kommen Sie denn her?«

»Aus London.«

Sie lachte auf. »Wie ein Urlauber sehen Sie nicht aus, Mister!« Mit einer heftigen Bewegung schleuderte sie die nasse Haarsträhne aus der Stirn.

»Das bin ich auch nicht, weil ich einen Grund hatte, den Wald zu betreten.«

»Und welchen?«

Der Inspektor winkte ab. »Kommen wir lieber zu Ihnen. Was hat Sie überhaupt hergeführt?«

»Der Tod meines Bruders.« Als Terry Sukos aufmunterndes Nicken sah, begann sie zu reden. So erfuhr Suko eine Geschichte, die mit der seinen kaum etwas zu tun hatte. Ein teuflisches Schicksal nur hatte die drei zusammengeführt.

»Vielleicht ist Ihr Bruder tatsächlich ertrunken«, meinte der

Inspektor. »Den Schrein hat er jedenfalls nicht gefunden.«
»Schrein?« fragte sie.
»Ja.«
»Er redete von einem Schatz.«
Suko winkte ab. »Das ist Jacke wie Hose. Ob Sie Schrein oder Schatz sagen, es läuft aufs gleiche hinaus.«
»Das weiß ich inzwischen auch.«
Ed Sommer hatte sich von der Lauferei und dem Schock einigermaßen erholt und mischte sich ein. »Es war ein Wahnsinn!« keuchte er. »Ein verdammter Wahnsinn, daß wir so etwas überhaupt in Angriff genommen haben. Wir hätten es sein lassen sollen. Ich war von Beginn an dagegen, aber du wolltest es nicht anders haben.«
»Bitte, Ed, sei ruhig.«
»Ist doch wahr, verflucht! Du hättest…«
»Ruhig!« Terry schrie das Wort, hob die Arme und ballte die Hände zu Fäusten. »Du bist kein Mann, du bist ein Feigling. Ich habe auch Angst gehabt und habe sie noch!« schleuderte Terry ihm die Worte entgegen. »Aber ich reiße mich zusammen und denke nicht allein an mich, auch an andere Dinge. Du aber hättest dir ja fast in die Hose gemacht, du… du …«
»Bitte, Miß Morgan!« Suko wollte schlichten, und sie hörte auch aufihn.
»Es tut mir leid«, entschuldigte sie sich, »daß ich mich so habe gehenlassen, aber es ist doch so. Wenn Sie erlebt hätten, wie er sich benahm…« Sie lachte bitter auf. »Und so etwas soll ich noch heiraten. Nein, das kommt nicht in Frage.«
»Ihr Problem«, sagte Suko, der empfand, daß die Frau überempfindlich reagierte. »Wir haben jetzt ein anderes.«
»Ich weiß«, sagte Terry. »Wir müssen den verdammten Wald hier verlassen. Und das so schnell wie möglich.«
»Genau. Kennen Sie den Weg?«
Terry schaute Suko an, als hätte er etwas Furchtbares von ihr verlangt. »Den Weg kennen?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, den kennen wir nicht mehr. Oder sehen Sie hier einen. Wir haben uns verlaufen, wie Hansel und Gretel. Es ist egal, in welch eine Richtung wir laufen. Irgendwann kommen wir mal zum Ziel, aber man ließ uns nicht. Überall waren diese verdammten Fallen aufgebaut.«
»Vielleicht könnten wir uns verstecken!« schlug Ed vor.
»Das sieht dir ähnlich!« zischte Terry. »Kein bißchen Mumm in den Knochen, du…«
»Lassen Sie es!« sagte Suko scharf.
Sommer schüttelte den Kopf. Er begriff seine Freundin nicht mehr. »Was ist denn los mit dir? Weshalb reagierst du so aggressiv?«
Sie schwieg. Es war auch besser so. Ärger stand ihnen noch genug ins

Haus, wie Suko vermutete. Er hatte durch die Existenz der beiden zwei Klötze ans Bein bekommen, die ihm überhaupt nicht gefielen. Alleinlassen konnte er sie auch nicht.

Was machte John Sinclair? Er hatte sich den dritten vorgenommen. War es ihm gelungen, ihn zu vernichten? Gern hätte Suko mit seinem Freund gesprochen, so aber stand er inmitten des Waldes und mußte eine Lösung für dieses Problem finden.

»Wissen Sie denn keinen Weg, der nach draußen führt?« fragte Terry Morgan.

»Nein, es erging uns ebenso wie Ihnen.«

»Uns?«

Suko erklärte ihr, daß er nicht allein unterwegs war.

»Dann haben Sie auch den Schatz gesucht?«

»So ungefähr. Wenn auch vielleicht aus anderen Motiven als Sie.«

Terry nickte heftig. »Man hat uns erzählt, daß dieser Wald verflucht sein soll. Eigentlich habe ich darüber gelacht. Jetzt nicht mehr. Ich kann die Leute verstehen, daß sie ihn so lassen, wie er wächst und nichts kultivieren.«

Was Suko dann sagte, fiel ihm schwer. »So leid es mir für Sie beide tut, aber bei Ihnen kann ich nicht bleiben. Sie müssen sich den Weg schon allein aussuchen.«

»Und von den Wolken überfallen werden!« bemerkte Ed.

»Möglicherweise nicht«, erwiderte Suko. »Obwohl ich für nichts garantieren kann. Aber die schwarzen Wolken haben es auch auf mich abgesehen. Ich habe sie sogar attackiert. Jetzt werden sie sich möglicherweise rächen wollen.«

»An Ihnen?« Terry wollte es nicht glauben.

»Ja.«

»Und was wollen Sie dagegen unternehmen?«

Der Inspektor winkte ab. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Mir fällt schon etwas ein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Wolken sind zu stark. Sie und die Monstren sind ein- und dieselbe Person. Ich begreife überhaupt nicht, daß es so etwas gibt.«

Ed Sommer stand auf. Noch ein wenig unsicher blieb er stehen und schaute sich im Dämmerlicht der Lichtung um. »Ihr könnt meinetwegen sagen, was ihr wollt. Ich verschwinde von hier. Kommst du mit, Terry?«

»Soll ich?«

Die Frage war an Suko gerichtet. Der nickte. »Ja, versuchen Sie es. Schlagen Sie sich allein durch. Laufen Sie einfach weiter. Irgendwann werden Sie den Wald schon verlassen können.«

»Wenn Sie das sagen.«

»Daaaa!« Es war Ed Sommers Schrei, der über die Lichtung hallte.

Ein irrer Ruf, geboren aus der Angst ums Überleben.
Suko wirbelte herum, schaute in die Höhe, weil er mit einem Angriff rechnete und sah tatsächlich die wandernde dunkle Front, die sich auf sie zu bewegte.
Es war eine Wolke!
Hindernisse gab es für sie nicht. Wie ein Nebelstreifen glitt sie durch die Kronen der Bäume, umschmeichelte das Geäst, huschte weiter voran und senkte sich in einer schrägen Linie dem Grund entgegen.
Aufgegeben hatten die Dämonendiener nicht!
Suko hielt die Peitsche abwehrbereit. Er wollte es noch einmal versuchen, mußte aber so lange warten, bis die dunkle Wolke sich so weit dem Boden genähert hatte, daß er sie auch erwischen konnte.
Er wurde trotz seiner Wachsamkeit reingelegt. Die zweite Wolke hatte sich von der anderen Seite genähert. Eine pechschwarze, gefährliche Insel, die plötzlich und lautlos die Lichtung erreichte.
Sie griff an.
Und sie hatte sich Ed Sommer als Opfer ausgesucht, denn sein Schrei drang markerschütternd durch den Wald.
Er riß auch Suko und Terry herum. Beide sahen das Entsetzliche.
Die Wolke hatte Ed Sommer noch nicht berührt. Sie schwebte dicht über seinem Kopf. Die beiden aus ihr fahrenden Pranken erreichten den Mann und zogen ihn langsam hoch. Er verschwand in der schwarzen Fläche…

***

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!« So lautete die Formel, mit der ich das Kreuz aktivieren konnte. Aus einer für mich nicht sichtbaren Welt würde es seine Kräfte holen und sie explosionsartig verteilen.
Ich befand mich noch auf dem Weg in die Wolke hinein, als ich die Formel bereits schrie. Mit dem Kopf zuerst tauchte ich ein und spürte plötzlich den Druck, der sich wie eine Klammer um meine Kehle legte und sie zusammenpressen wollte.
Noch drei Worte mußte ich rufen, und es war mir noch niemals so schwergefallen wie in diesen Augenblicken.
Ich schaffte es trotzdem, bevor die Wolke mir den Atem raubte.
Das Kreuz ließ mich nicht im Stich.
Der weise Prophet Hesekiel hatte genau gewußt, was er herstellte, und die Waffe der Weißen Magie entfaltete seine Kraft. Innerhalb der dunklen Wolke wurde sie zu einer Insel des Lichts, die von vier verschiedenen Seiten aus silberne Strahlen abschoß, die in die Wolke hineindrängen und dort einen leicht grünlichen Farbton bekamen.
Ich stand im Zentrum, konnte mich mit einer starken Säule vergleichen, die allen Unbillen trotzte. Selbst Luft bekam ich in der

Schwärze und hörte auch einen gellenden Schrei, der so stark an meine Ohren drang, als befänden sich vier Lautsprecher in der Nähe, aus denen er mir entgegenschallte.

Jetzt wurde Tri-Arion vernichtet. Jedenfalls ging ich davon aus und erwartete, seine schwarze Asche zu sehen, als sich die Wolke durch die Kraft meines Kreuzes auflöste.

Ich stand wieder allein im Wald. Das Kreuz hielt ich in der rechten Hand. Es glühte noch leicht nach, aber auch das Schimmern verschwand mit der Zeit. Tief atmete ich durch. Über meine Lippen flog ein flüchtiges Lächeln. Ich hatte es tatsächlich geschafft, den dreifarbigen Dämon zu vernichten. Jedenfalls war von ihm nichts mehr zu sehen.

Bis auf eine Kleinigkeit.

Erst als ich zwei Schritte vorgegangen war, erkannte ich den schwarzen, ölig glänzenden Fleck auf dem Boden, den ich zuvor noch nicht gesehen hatte.

War er das?

Ich kniete mich hin. Aus der Nähe betrachtet, zeigte der schwarze Fleck ein dreifarbiges Muster, für mich ein Beweis, daß ich Tri-Arion vor mir hatte.

Die Kräfte des Kreuzes hatten ihn zusammengepreßt. Sprechen konnte er allerdings noch. Ich hörte seine Stimme. »Du hast mich besiegt. Ich werde eingehen in das große Reich, aus dem es kein Zurück gibt. Ich habe ihm lange gedient, jetzt nimmt mich der Spuk zu sich.«

Auf meinem Rücken hatte sich eine zweite Haut gebildet, als ich so plötzlich die Stimme des anderen vernahm. Blitzschnell sprang ichhoch. Mein Blick suchte den anderen, vergebens, der hatte sich irgendwo versteckt oder war bereits in das Reich des Unsichtbaren, aus dem es keine Rückkehr gibt, eingekehrt.

»Hörst du mich, Tri-Arion?« rief ich.

»Noch, mein Mörder, noch…«

»Wo ist der Schrein? Wo befindet er sich? Wo kann ich ihn finden? Rede endlich!«

»Nicht weit von hier. Der rote Hügel ist sein Grab oder sein Versteck. Versuche nur, dir den Schrein zu holen. Versuche es nur. Dann sehen wir uns wieder im Reich der Schatten…«

Mehr Informationen bekam ich nicht, so sehr ich mich auch anstrengte. Tri-Arion konnte nicht mehr antworten, das Reich der Schatten hatte ihn endgültig verschluckt. Er war heimgekehrt zu seinem Herrn und Meister, der über die Seelen der toten Dämonen regierte.

Ich räusperte mir den Hals frei. Die letzten zehn Minuten waren verdammt anstrengend, aber auch informativ gewesen. Ich hatte mehr

über den Spuk erfahren. Er gehörte zwar zu den großen Alten, aber er war nie so recht einer von ihnen gewesen, weil er von einem fernen Sternenvolk abstammte.

Ich schüttelte den Kopf, als ich daran dachte. Hoffentlich war der Spuk der einzige gewesen, den dieses Volk auf der Erde zurückgelassen hatte. Ich strich meine Haare glatt und dachte an meinen Freund Suko, der sich irgendwo im Wald herumtrieb und von mir nicht wußte, was mir widerfahren war.

Einen Schatten hatte ich vernichten können. Zwei andere existierten noch. Sie mußten sich irgendwo im Wald aufhalten, leider war mir der genaue Ort nicht bekannt.

Von einem roten Felsen hatte die Stimme gesprochen.

Den würde ich sicherlich finden. Vier Augen sahen mehr als zwei.

Ich mußte Suko mitnehmen!

Mein Rufen war vergebens.

Der unheimlich wirkende Wald schluckte die Laute, als hätte er etwas dagegen, daß ich Verstärkung holte.

Die Entscheidung fiel mir nicht leicht. Gehen, auf Suko warten oder sich anders bemerkbar machen?

Ich entschied mich für die erste Möglichkeit. Meinen Partner kannte ich. Der ließ sich so leicht nicht die Butter vom Brot nehmen.

Da mußten unsere Gegner schon verdammt harte Kaliber auffahren.

Also machte ich mich auf den Weg, auch wenn ich dabei kein reines Gewissen hatte…

***

Es lief alles sehr schnell ab und gleichzeitig doch so langsam, daß Suko und Terry es nicht mehr schafften, Ed Sommer zu Hilfe zu eilen. Die Wolke hatte sich geöffnet. Aus ihr waren die Pranken gedrungen, die schwarz schillerten wie der Körper einer Schmeißfliege.

Zwei Pranken waren es nur, die aus dem schwarzen Etwas hervordrangen und sich auf die beiden Schultern des Mannes gelegt hatten. Eisern hielten sie dort fest und zogen Ed Sommer in die Höhe, der nichts dagegen tun konnte.

Er strampelte verzweifelt mit den Beinen, während der Kopf schon verschwunden war, ihm die Luft geraubt wurde und auch seine Kräfte erlahmten, denn die Bewegung der Beine wirkte schwerfällig, als würde ihm dies eine ungeheure Mühe kosten.

Obwohl Ed Sommer ihr Freund gewesen war, konnte Terry Morgan nicht hinschauen. Sie hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen, die fürchterliche Szene war unerträglich.

Und Suko?

Er wollte es auf keinen Fall hinnehmen, daß vor seinen Augen jemand brutal getötet wurde.

Welche Chance besaß er?

Seine Peitsche konnte er vergessen, die Wolke war einfach zu hoch geschwungen.

Der Stab mußte helfen. Suko holte ihn hervor, rief das Wort »Topar!« und hielt durch diesen magischen Ruf die Zeit für fünf Sekunden an. Ein Sekundenloch entstand, in der alles sich in Rufweite des Stabträgers Befindliche erstarrte. Nur der Rufer dieses berühmten Wortes konnte sich bewegen.

Das war Suko.

Terry Morgan bewegte sich nicht, und die Wolke, in der dämonisches Leben steckte, das mit gewissen Sinnesorganen gefüllt war, rührte sich ebenfalls nicht mehr.

Nur Suko lief. Und dicht unter der Wolke stehend sprang er in die Höhe. Er streckte den rechten Arm aus, die Handfläche schlug gegen den rechten der beiden aus der Wolke hervorschauenden Schuhe, wobei Suko sich hart festklammerte und den Mann aus der Wolke reißen wollte.

Er schaffte es nicht.

Suko setzte seine zweite Hand ebenfalls ein. Er strengte sich so sehr an, daß er schreien mußte und sein Gesicht rot anlief, ein Erfolg war ihm nicht vergönnt.

Dafür lief die Zeit.

Sommer bewegte sich wieder. Ein Bein hielt Suko fest, das andere vollführte die Bewegung weiter aus, in der es beim Rufen des Wortes erstarrt war. Deshalb konnte Suko auch nicht so schnell ausweichen. Die Spitze traf seinen Kopf, er lockerte unwillkürlich den Griff, und durch die nächste Bewegung wurde er vollends abgeschüttelt.

Auf dem weichen Untergrund landete er, blieb nur für einen Moment in der Hocke und sah, daß Ed Sommer vollends verschwand.

Die Wolke »fraß« ihn!

Suko war grau im Gesicht geworden. Er durchstand furchtbare Augenblicke und hatte das Gefühl, in dieser Zeit um Jahre zu altern.

Alles konnte Suko vertragen, nur keine Hilflosigkeit.

Die Wolke stieg nicht einmal höher. Sie begann sich nur, in ihrem Innern zu drehen, als würden dort mehrere Spiralen sitzen, die das Opfer in die Mangel nahmen.

Dann fiel der Tote nach unten.

Es war wie bei Tom Jones, und der leblose Körper landete vor den Füßen des Inspektors.

Auf der Seite blieb er liegen. Suko drehte ihn herum. Er schaute in das Gesicht und wußte, daß diesem Mann kein Arzt auf der Welt mehr helfen konnte.

Er drehte den Kopf.

Sein Blick traf den der Terry Morgan.

Beide sagten nichts, dennoch redeten sie. Suko hatte das Gefühl, die unausgesprochenen Worte der Angst genau verstehen zu können. Diese Frau sprach mit ihrem Körper, den Blicken, eigentlich mit allem, was sie besaß, nur nicht mit ihrer Stimme.

Sie hatte die Kälte und Gnadenlosigkeit des Todes hautnah miterlebt und war tatsächlich vor Entsetzen starr.

Suko streckte einen Arm aus. »Kommen Sie bitte«, sagte er. »Ich glaube, Sie müssen jetzt versuchen, einiges zu vergessen, obwohl das verdammt schwer ist.«

Terry Morgan konnte nicht reden. Aber sie ging weg, wobei Suko, der sie anschaute, das Gefühl nicht loswurde, als würde die Frau auf fremden Beinen laufen.

Sie blieb vor einem Baum stehen, lehnte sich gegen ihn und verbarg ihr Gesicht.

Nicht einmal weinen konnte sie. Das würde möglicherweise später eintreten. Suko wußte jetzt nicht mehr, was er tun sollte. Sein Plan war hinfällig geworden. Er konnte die Frau in ihrem Zustand unmöglich alleine lassen. Die brachte es fertig und tat sich etwas an.

Da hörte er das Knacken.

Erst einmal, dann noch einmal. Die Geräusche verstummten auch nicht. Sie erfolgten mehrmals hintereinander, und sie drangen dabei von oben her an Sukos Ohren.

Er drehte sich um, blickte schräg in die Höhe und sah den Grund für diese brechenden Geräusche.

Die zweite Wolke schwebte heran.

Sie glitt lautlos, für das Brechen aber zeigten sich die beiden Klauen verantwortlich, die aus der Wolke schauten. Sie zerknackten starke Äste wie Zündhölzer, und Suko konnte erleben, welche gewaltigen Kräfte in diesen Pranken steckten.

Dagegen konnte kein Mensch ankommen.

Eine Demonstration der Macht wurde Suko gezeigt. Auch die Killerwolke stand nicht mehr still. Sie bewegte sich ebenfalls mit aus ihr pendelnden Armen.

»Terry!« Sukos scharfer Ruf erreichte die Frau. Er hoffte, sie aus ihrer Lethargie zu reißen. »Verdammt, Terry, so rühren Sie sich endlich!«

Sie hörte nicht.

Die zweite Wolke aber schwebte näher. Die aus ihr schauenden Klauen bewegten sich. Mal waren sie offen, dann wieder geschlossen, als wären sie dabei, einen Würgegriff zu üben.

Da Suko Terry Morgan als seinen Schützling bezeichnete, konnte er nicht so handeln, wie er wollte. Eins aber mußte er versuchen, bevor sie in den Wald eindrangen, um vor den beiden Wolken zu flüchten.

Er zog die Beretta!

Mit geweihten Silberkugeln war das Magazin aufgefüllt. Und die

Klauen boten ein genügend großes Ziel, auch wenn sie sich bewegten und noch bewegt wurden.

Suko legte an, zielte genau und nahm die linke der beiden Pranken aus der zweiten Wolke aufs Korn.

Er schoß!

Eine fingerlange Flamme stach aus der Mündung. Der Schuß peitschte über die winzige Lichtung im Wald, und Suko sah, daß die Klaue von einem Schlag erschüttert wurde.

Sie geriet ins Pendeln, schlug sehr hoch nach hinten und berührte dabei fast die Wolke, bevor sie wieder nach vorn geschleudert wurde.

Aber sie war nicht vergangen!

Der Spuk hatte zur Bewachung des Dämonenschreins sehr starke Helfer abgestellt, denen Suko mit einer geweihten Silberkugel nicht beikommen konnte.

Einen zweiten Schuß versuchte er erst gar nicht mehr. Er ließ den Arm sinken und steckte die Waffe weg. Jetzt mußte er Terrys und sein Leben retten. Die Frau hatte den Schuß gehört, sich aber nicht darum gekümmert. Noch immer stand sie in der gleichen Haltung am Baumstamm und hatte ihre Stirn gegen die angewinkelten Arme gelegt. Dabei bewegte sich ihr Rücken, weil sie schluchzte, und Suko sah, als er sie wegriß, den Tränenstrom über die Wangen laufen.

»Kommen Sie!«

Sie schüttelte sich, stemmte sich gegen seinen Griff, weil für sie alles sinnlos geworden war.

Der Inspektor konnte keine Sekunde mehr verschenken und mußte Nägel mit Köpfen machen.

Bevor sich Terry Morgan versah, hatte Suko sie schon über seine linke Schulter gewuchtet, rannte über die winzige Lichtung und warf sich mit seiner Beute in den Wald.

Es wurde verdammt schwer für ihn, denn er erreichte ein Gelände, wo mehr Nadelbäume wuchsen.

Fichten und Tannen können zu sehr hinderlichen und auch elastischen Hindernissen werden. Das spürte Suko schon in den folgenden Sekunden, als er die biegsamen Zweige zurückdrückte und diese wieder vorpeitschten, so daß sie ihm gegen den Körper schlugen und durch das Gesicht schrammten.

Er kämpfte sich weiter.

Verbissen arbeitete er sich voran. Schweiß rann über sein Gesicht.

Daß die Schläge seine Haut malträtierten, kümmerte ihn nicht. Er wollte nur Distanz gewinnen und diesen dichten Wald hinter sich lassen. Das schaffte er auch, denn seine Sicht wurde besser, die Bäume wuchsen nicht mehr so hoch, und er sah vor sich eine kleine Anhöhe, die nur mit Buschwerk bewachsen war, das bereits lange Schatten warf, weil sich die Sonne zurückgezogen hatte und der Dämmerung

Platz schaffen mußte.
Der Inspektor stolperte mehr, als er ging. Und irgendwann ließ er sich einmal fallen.
Zwei Körper verschwanden im hohen Gras. Suko blieb einfach liegen. Er war naßgeschwitzt, fühlte sich ausgelaugt und durchweicht. Er brauchte einfach eine Pause.
Die Erde war noch warm von der Sonne. Es hätte alles wunderbar sein können, wenn nicht die lebensbedrohende Gefahr in Form schwarzer Wolken herbeigeschwebt wäre.
Und sie kamen!
Suko hörte sie nicht. Er sah nur, daß der Himmel über ihm für einen Moment düsterer wurde, sprang wieder hoch, war schon kampfbereit und hielt sich zurück, denn beide Wolken griffen nicht an. Dafür hatten sie sich verändert, als sie über ihm standen.
Gesichter waren in ihnen erschienen!
Ein bleiches, wie das eines Zombies, der aus dem Grab zurückgekehrt war. Das andere besaß nur ein Auge. Es leuchtete in mehreren Farben, die ineinanderliefen und ein Wirrwarr aus mehreren Farben bildeten. Beide Gesichter starrten auf den Inspektor herab. Und beide begannen zur gleichen Zeit zu sprechen.
»Wir werden später mit dir abrechnen. Zuerst ist der andere an der Reihe. Er hat Tri-Arion getötet und befindet sich auf dem Weg zum Ziel. Wenn er den roten Felsen erreicht, wird er sterben, das schwören wir dir und ihm. Wir kommen zurück. Du kannst versuchen, dich zu verstecken, es wird dir nichts nützen. Wir finden dich überall. Hörst du? Überall…«
Ja, Suko hatte sie genau verstanden. Nur dachte er nicht im Traum daran, den Vorschlägen nachzukommen. Er würde sich nicht verstecken, sondern das Gegenteil von dem tun.
Der rote Felsen!
Sie hatten ihm bewußt oder unbewußt genau die Information gegeben, die er brauchte. Wo der Felsen genau lag, wußte er nicht, möglicherweise konnte ihm Terry Morgan helfen.
Der Chinese überzeugte sich davon, daß die beiden Wolken auch tatsächlich verschwanden, und er wandte sich erst dann an Terry, die auf dem Boden lag, ihn mit gläsern wirkenden Augen anblickte, so daß Suko das Gefühl hatte, sie würde ihn überhaupt nicht wahrnehmen.
Er konnte sich gut in die Psyche der Frau hineinversetzen, aber er durfte jetzt keine Rücksicht kennen. Ihr Zustand war schlimm, daran gab es nichts zu rütteln. Noch schlimmer aber wäre es gewesen, wenn sie jetzt nichts taten.
»Terry!«
Auch Sukos scharfer Ruf ließ die Frau kalt. Sie reagierte nicht

einmal, der Blick blieb glasig, und sie rührte nicht den kleinsten Finger.

»Verdammt, Terry, kommen Sie zu sich!« Er kniete sich hin, faßte sie an beide Schultern und schüttelte sie durch. Nicht eben eine feine Methode, dafür aber wirksam.

Terry schaute ihn an. Noch immer geistesabwesend, aber sie hatte ihn wenigstens bemerkt. Er faßte sie unter und stellte sie auf die Füße. Von allein wollte sie nicht stehenbleiben, bis Suko sie noch einmal durchschüttelte und einen kleinen Erfolg erzielte.

»Laß mich!« hauchte sie.

»Nein!« herrschte der Inspektor sie an. »Ich lasse dich nicht, Mädchen. Ich will, daß du mir hilfst, verstanden?«

»Die Wolke, sie… sie kommt!«

»Sie ist weg!«

Suko mußte den Satz dreimal wiederholen, bevor die Frau endlich begriff. »Weg?« flüsterte sie. »Und wir leben noch?«

»Ja, und das will ich auch noch eine ganze Weile!«

»Ohne Ed!«

Sie wollte wieder anfangen zu weinen. Suko konnte sie jetzt nicht ihren Gefühlen überlassen. Zu wichtig waren die Informationen, die sie wahrscheinlich besaß.

»Vergessen Sie Ed für eine Weile. Es kommt auf uns an. Sie wollen doch überleben, oder nicht?«

»Ja.«

»Gut, dann helfen Sie mir!«

»Wie denn?« Ihre Stimme klang bei dieser Frage klar.

Suko holte noch einmal Luft. Er schaute Terry scharf an. »Ich habe neue Informationen darüber bekommen, wo sich der Schatz oder der Schrein eventuell befinden…«

Ihr Lachen unterbrach ihn. »Mich interessiert kein Schatz. Ich will hier weg, verstehen Sie? Weg, verdammt!« Sie hob die Arme und trommelte mit beiden Fäusten auf Suko ein, der sie erst gewähren ließ und danach ihre schmalen Handgelenke umfaßte.

»Sie kommen hier weg, das kann ich Ihnen versprechen, aber Sie werden es nicht schaffen, solange es noch die beiden Wolken gibt. Begreifen Sie das?«

»Ja schon.«

Suko merkte ihr an, daß sie gelogen hatte. Es war egal, er wollte Informationen. »Kennen Sie den roten Felsen, Terry?«

»Wie?«

»Den roten Felsen!«

Terry Morgan überlegte einen Moment. »Davon habe ich gehört, glaube ich.«

»Glauben Sie es oder wissen Sie es!«

»Ich weiß es.«
»Und wo liegt der Felsen?«
»Am Ende des Waldes. Ich kann mich nicht orientieren. Ich weiß nicht, wo wir sind…«
»Stellen Sie sich vor, Sie stehen außerhalb des Waldes und sehen ihn auf einer Landkarte. Welche Richtung würden Sie einschlagen?«
So schnell konnte sie nicht antworten. Terry mußte erst überlegen und sagte nach einer Weile. »Nach Norden!«
Suko schaute sie zweifelnd an. »Da sind Sie sicher?«
»Ja.«
»Das kann uns helfen!« Suko hatte nicht gelogen. Er wußte, wo die Sonne auf- und unterging. Jetzt war sie verschwunden, untergetaucht, aber er hatte ihren Weg verfolgt und konnte sich leicht ausrechnen, wo Norden war.
Nach links drehte er sich. »Da müssen wir hin«, sagte er.
»Wir?«
»Ja, Sie kommen mit.«
»Nein, die Wolken… ich … ich will mich vor ihnen verstecken. Begreifen Sie das doch.«
»Es geht nicht. Sie können sich vor ihnen nicht verstecken. Die Wolken müssen vernichtet werden, erst dann haben wir Ruhe. Alles klar?«
Sie nickte.
Suko nahm sie bei der Hand. Bis zu den roten Felsen mußten sie.
Hoffentlich war der Weg nicht zu lang…

***

Ich hatte ebenfalls die Informationen bekommen und wußte natürlich nicht, daß sich auch Suko und eine für mich fremde Frau auf den Weg zu den roten Felsen gemacht hatten.
So ging ich allein.
Zwischendurch rekapitulierte ich immer wieder den Weg, den wir gekommen waren. Dorthin durfte ich auf keinen Fall mehr und auch nicht im Kreis laufen. Ich mußte die genau entgegengesetzte Richtung einhalten, denn auf dem Hinweg hatte ich von roten Felsen nichts gesehen.
Die Felsen lagen erhöht. Ich rief mir ins Gedächtnis zurück, was der leider verstorbene Tom Jones uns an Informationen zwischendurch erteilt hatte.
Zum Norden hin stieg das Gelände an, da verschwand der Wald, weil der Untergrund sich veränderte, der Boden keine so dicke Schicht mehr bildete und nackter Fels hervortrat.
Dort mußte sich mein Ziel befinden.
Längst war es Abend geworden. Im Juli sind die Tage sehr lang, die

Nächte oft relativ hell, aber in der letzten halben Stunde war auch eine gewisse Bewölkung aufgezogen.

Die Sonne war untergegangen und nicht mehr zu sehen. Dafür schimmerte manchmal schwach der sichelförmige Ausschnitt eines blassen Halbmonds durch die dünne Wolkendecke!

Die große Dichte des Waldes lag hinter mir. Das Gelände wurde wieder freier, wenn es auch hin und wieder mit hohem Buschwerk bewachsen war. Hier blühte und wuchs allerlei, da war selbst Unkraut noch schön oder die langen biegsamen Zweige weidenähnlicher Büsche.

Ich suchte meine Gegner.

Von den Wolken hatte ich nichts gesehen. Wenigstens keineunnatürlichen, in die sich die Diener des Spuks verwandeln konnten.

Alles wies darauf hin, daß sie aufgegeben hatten.

Rote Felsen!

Weshalb hatte man ihnen den Namen gegeben. Ob sie wirklich rot aussahen oder nur wenn das Sonnenlicht auf sie fiel. Manchmal gab der Volksmund einem Gelände einen solchen Namen, wenn es sich bei irgendeinem Ereignis veränderte.

Noch sah ich nichts.

Aber der Weg führte bergauf. Ich spürte die Steigung in den Oberschenkeln.

An der linken Seite erschien ein weit geschwungener Hang. Felsbrocken lagen darauf wie gesät.

Noch einmal erholte sich der Tag. Der Wind frischte auf, vertrieb die Wolken, und da ich mich höher befand, als vorhin im Wald, sah ich auch wieder einen Teil der Sonne, die ihre Strahlen flach über das Land schickte.

Sie trafen die Felsen am Hang.

Zuerst nahm ich es nicht einmal richtig wahr, weil ich zwei kleine Bäche überspringen mußte, bis mir auffiel, daß das Licht der Sonne keinen hellen Schein mehr besaß, sondern den des untergehenden Himmelskörper angenommen hatte.

Glutrot…

Und die Sonnenstrahlen trafen die, Felsen, so daß sie aussahen, als würden sie glühen.

Rote Felsen!

Da hatte ich sie!

Automatisch blieb ich stehen, wischte mir den Schweiß von der Stirn und putzte ihn auch von den Wangen ab. Die Handflächen rieb ich an einem Taschentuch trocken.

Meinen Blick konnte ich nicht von den Felsen nehmen. Das sonst so graue Gestein hatte eine völlig andere Farbe bekommen. Sie erinnerte

mich an dünnes Blut, und dieses Naturphänomen machte mich irgendwie an. So dauerte es eine Weile, bis ich mich wieder auf meinen eigentlichen Job besann und den Weg fortsetzte.

Er wurde noch steiler. Für mich ein Zeichen, daß ich mich dem Kamm des Hügels näherte. Damit auch seinem Ziel?

Möglich war alles.

Ich hoffte es sogar, überwand auch die letzten Hindernisse und befand mich auf der Spitze.

Tief atmete ich durch und war von dem Blick, der sich mir bot, überwältigt. Hier zu stehen, zu staunen und zu schauen, war etwas Wunderbares, denn gewissermaßen zu meinen Füßen breitete sich das große Waldstück aus, das wir durchquert hatten und in dem es so gefährlich gewesen war. Ich sah sogar darüber hinweg und konnte bis zu den Hütten am kleinen Fischerhafen schauen.

Die See sah ich sowieso. Und auch die hohen, steilen Felsen, die den Strand bildeten, gegen den die Meereswogen schlugen und zu einer hoch jagenden Gischtwand gebrochen wurden.

Der Atlantik schimmerte im letzten Sonnenlicht. Ein abendlicher Zauber lag über dem Wasser, der immer dann entstand, wenn der Tag verabschiedet wurde.

Die Oberfläche schimmerte in zahlreichen Farben. Jede Welle wirkte wie ein Prisma, daß das weiße Licht brach und zerlegte.

Auch die oberen Kanten der Felsen leuchteten noch nach, sie strahlten ab und bekamen einen ungewöhnlichen Glanz.

Hier also war der Dämonschrein versteckt.

Aber wo?

Ich interessierte mich jetzt für meine unmittelbare Umgebung und schaute nicht mehr auf das wogende Meer hinaus. Vielleicht gab es eine Höhle, ein Versteck, zu dem ich den Eingang erst noch finden mußte, weil er, aus welchen Gründen auch immer – verborgen oder zugewachsen war.

Ich machte mich auf die Suche.

Der Hügel fiel nur zum Strand hin ab. Jenseits davon lief das Gelände auf der gleichen Höhe weiter und bildete eine grüne Fläche, die wie ein stiller Teppich wirkte, durch den sich das graue Band einer Straße oder eines Wegs wie eine Schlange zog.

Ich konnte den Weg verfolgen und sah auch dessen Ende in der Nähe eines großen Gebäudes.

Das mußte dieses Burghotel sein, von dem Tom einmal berichtet hatte. Die Ruine, die zum Grab des Ansgar of Osborne geworden war, lag, vom Hotel aus gesehen, genau in der entgegengesetzten Richtung. Einzelne Teile schauten noch über die Strandfelsen hervor.

Keine Spur von einem Dämonenschrein.

Ich schritt einen Kreis. Zuerst klein, dann immer größer und warf

auchmehrmals meine Blicke hinüber zum Geisterwald, ob sich dort vielleicht etwas tat.

Keine schwarze Wolke lag über den Bäumen, und auch meinen Freund Suko entdeckte ich nicht.

Ich mußte davon ausgehen, bei dem geheimnisvollen Dämonenschrein einen schwarzmagischen Gegenstand vor mir zu haben.

Und der mußte einfach zu finden sein, auch wenn ich den richtigen Schlüssel nicht besaß. Dafür trug ich das Kreuz bei mir.

Sobald es mit Dingen näher in Berührung kam, die ihm gegen den Strich gingen oder widersprachen, stellte ich an ihm eine Reaktion fest. Vielleicht auch hier.

Der Wind zerrte an meinen Haaren, als ich an die Kette faßte und das Kreuz über den Kopf zog.

Auch das Kreuz wurde vom Wind erfaßt und bewegte sich wie ein Pendel. Genau das hatte ich vorgehabt. Es in pendelnde Bewegungen zu versetzen, die in einen Kreis ausliefen, um eine möglichst große Fläche abdecken zu können.

Das Gelände auf der Hügelkante war zwar flach, dennoch mit Buschwerk bewachsen. Teilweise blühend, sah es aus wie eine frische Sommerwiese. Wer hier etwas verstecken wollte, schaffte das auch, wie zum Beispiel einen Dämonenschrein.

Mein Kreuz reagierte noch nicht. Nach wie vor lag der übliche matte Glanz auf dem Silber. Weit schwang es aus. Die Pendelbewegungen erinnerten mich an eine Waffe, die einmal der Eiserne Engel besessen hatte. Ein magisches Pendel, das in der Lage gewesen war, Erdmagien zu wecken oder sie zurückzuhalten.

Mein Kreuz weckte keine bösen Kräfte. Es sorgte nur dafür, daß welche angezeigt wurden.

Und so schwang es von einer Seite auf die andere. Verfolgt von meinen Blicken, die darauf hofften, daß sich irgend etwas tat. Ich lenkte meine Schritte dorthin, wo das Gebüsch besonders dicht wuchs. Bodendecker breiteten sich auf dem Untergrund aus. Flechtengewächse, Moos, auch dürres Gras, dazwischen struppige, haferartige Pflanzen, die sich elastisch bogen, wenn der Wind sie erreichte.

Natürlich vergaß ich trotz der Bemühungen meine Feinde nicht.

Sehr häufig schaute ich in den Himmel, um irgendeine Spur zu entdecken. Keine dunklen, unnatürlichen Wolken, nur die normalen abendlichen Wettergebilde, die über meinem Kopf segelten.

Bis zu den Schienbeinen und höher reichten mir die Pflanzen.

Manchmal nahm ich einen gewürzartigen Geruch wahr, dann wieder roch ich das Meer mit seiner Frische, die der Wind mitbrachte.

Auf einmal »meldete« sich das Kreuz!

Ein zeitlich kaum eingrenzbares Flirren, als würde etwas über seine Umrisse hinweghuschen. Ich hielt sofort die Hand still, ging auch keinen Schritt mehr vor und schaute zu, wie mein Kreuz, Kreise schlagend, allmählich auspendelte.

Ruhig hing es an der Kette.

Aber es zeigte eine innere Unruhe. Die winzigen Reflexe brachen das Licht, als wäre es gegen Diamanten gefallen, und diese Reflexe nahmen zu, je mehr ich das Kreuz dem Boden entgegensenkte.

Genau da mußte der Ort sein.

Bevor ich mit den Händen das Buschwerk zur Seite drückte, schaute ich mich um, ließ meinen Blick auch über den Himmel schweifen, erkannte keinerlei Gefahr von einer anderen Seite und machte mich relativ beruhigt auf die eigentliche Suche.

Sehr hoch war das Unkraut gewuchert. Niemand dachte je daran, es zu mähen. Ich mußte die wilden Pflanzen umknicken, um mir freie Bahn zu verschaffen. Ich schob auch die Bodendecker zur Seite, tastete über die feuchte Erde, die braungrau vor mir lag, und erkannte schon sehr bald den flachen, grauen Stein.

Er setzte meinen Händen einen wesentlich härteren Widerstand als der normale Untergrund entgegen. Zudem war er rauher und mit kleinen spitzen Erhebungen bedeckt. Auf die scharfen Kanten mußte ich achtgeben, um mich nicht zu verletztzen.

Statt dessen räumte ich die anderen Hindernisse aus dem Weg, schleuderte Unkraut zur Seite, trat es nieder oder ab, so daß ich den Stein in seinen gesamten Umrissen freilegte.

Bereits beim ersten Tasten war mir seine außergewöhnliche Form aufgefallen. Zumeist waren diese Art von Einstiegen oder Luken viereckig. Hier sah ich einen runden Deckel vor mir, der mich an einen Kanaleinstieg erinnerte.

Nur doppelt so groß!

Wahrscheinlich war das, was unter dem Deckel lag, so sperrig, daß man diese Größe eben brauchte, um den Dämonenschrein zu verbergen.

Die nächste Schwierigkeit stand mir bevor. Wie sollte ich diesen Steindeckel je in die Höhe bekommen? Ein Unternehmen, für das man bestimmt fünf Männer benötigte.

Griffe oder Henkel zum Anfassen sah ich nicht. Aber wenn ein anderer an den Dämonenschrein heranwollte, mußte er auch den Deckel hochheben.

Wie ich.

Ich suchte nach einer Chance. Manchmal gibt es Tricks, Hebel, die etwas in Bewegung setzten, wenn man sie umlegte. Das kannte ich aus alten Pyramiden oder Burgen, die mit Geheimgängen bestückt waren. Deshalb suchte ich auch die nähere Umgebung ab, fand nichts und

war ratlos.

Bis ich zum letzten Mittel griff und wieder mein Kreuz einsetzte.

Es war mehr aus der Notlage geboren, als ich die Kette über meinen Kopf streifte und das Kreuz auf den Deckel legte.

Zunächst tat sich nichts.

Es blieb dort liegen, sah beinahe harmlos aus, bis ich das Aufleuchten sah, das auch mein Gesicht erwischte. Ich wollte den Kopf schon abwenden, da faszinierte mich der nächste Anblick.

Das Kreuz hatte es tatsächlich geschafft!

Zwar war der schwere Steindeckel nicht abgehoben worden, aber er wurde durchsichtig, und ich konnte erkennen, was mir bisher verborgen war.

Bei der Überraschung hielt ich die Luft an. Der Schrein war sehr groß, stand auf dem Boden des Schachts und sah eigentlich aus wie ein Sarg, nur besaß dieser Schrein einen flachen Deckel und keinen gewölbten, wie es bei einer Totenkiste der Fall ist.

Zwar erlaubte mir die Magie des Kreuzes, in den Schacht hineinzusehen, aber nicht in den Schrein. Sein Inhalt blieb mir nach wie vor verborgen. Ich spürte ein trockenes Gefühl in der Kehle. Auch meine Umgebung war eine andere geworden, obwohl sie nach wie vor so aussah wie immer. Ich wurde das Gefühl nicht los, am Schnittpunkt zweier unterschiedlicher Magien zu stehen, die es durch ihre Überlappung geschafft hatten, mir den Weg zu einer Wiege dämonischen Lebens zu zeigen.

War dieser Schacht noch ein normaler Zugang?

Es sah mir nicht so aus, vielmehr bekam ich eine Ahnung davon, daß ich mit den Fußspitzen direkt vor dem Tor in eine andere Welt, Dimension oder am Beginn der Vergangenheit stand.

So konnte es sein.

Ich schaute noch einmal auf den runden Deckel. Er war durchsichtig geworden, und gleichzeitig hatte ich das Gefühl, in einen blassen Spiegel zu schauen.

Das gab mir die Verbindung!

Der Spiegel des Spuks!

Plötzlich fiel mir der Fall des Bri-Onya wieder ein. Dieser gefährliche Kämpfer hatte durch den Spiegel des Spuks aus seiner Dimension unsere Welt betreten.

Mir war ferner bekannt, daß es nicht nur ein oder zwei Spiegel auf unserer Welt gab, sondern vielleicht sogar hundert oder tausend.

Überall waren sie verteilt, und hier hatte ich einen vor mir.

Die Spiegel konnte man auch als Tore bezeichnen. Und Tore ließen sich durchschreiten.

Deshalb würde ich auch durch dieses Tor gehen können, falls die Magie des Kreuzes mich nicht im Stich ließ.

Plötzlich wurde ich aufgeregt. Trotz der relativen Kühle hatte sich in meinem Nacken der Schweiß gebildet. Eine kleine Perle lief kalt und in einer langen Bahn den Rücken hinab.

Es lag auf der Hand, daß ich mir die einmalige Chance nicht entgehen lassen könnte, und so setzte ich den rechten Fuß vor, um mit der Sohle den Deckel zu betreten.

Widerstand fand ich nicht. Der so schwer ausgesehene schwere Deckel war durchlässig, und ich konnte in den Schacht hineinklettern, ohne daß mir etwas passierte.

Ich fiel nicht einmal.

Davor hatte ich ebenfalls Furcht gehabt. Durch die Verzerrung der Perspektive hatte ich nämlich die genaue Entfernung zum Dämonenschrein nicht abschätzen können, aber meine Sorge war unbegründet, ich fiel nicht tief in den Schacht hinein und landete auch nicht auf dem Schrein, so daß er hätte zerbrechen können.

Dafür schwebte ich.

Das Kreuz hatte ich auf dem Deckel liegenlassen. Langsam glitt ich in die Tiefe und konnte die frische, klare Luft einatmen.

Schon Sekunden später bekam ich Kontakt mit dem Boden. Ich blieb neben dem Schrein stehen und schaute auf den flachen Deckel, der den Inhalt des Schreins meinen Blicken verbarg.

Obwohl ich mich drängte, ließ ich mir Zeit und ging einmal um den Schrein herum, den Blick dabei halbwegs zu Boden gerichtet, weil ich nachschauen wollte, ob sich der Schrein durch irgendwelche äußere Zeichen von anderen seiner Art abhob.

Das war in der Tat der Fall.

An den Außenrändern der Kiste fielen mir sofort die hell und golden glänzenden Symbole auf. Als magische Zeichen wollte ich sie nicht direkt ansehen. Es waren Symbole der einzelnen Planeten.

So sah ich die für Merkur, den Jupiter oder die Venus.

Das mußte etwas zu bedeuten haben.

Ich überlegte. Dabei fiel mir das Gespräch mit dem Dämon Tri-Arion ein. Kurz vor seiner Vernichtung hatte er mir etwas über den Spuk mitgeteilt.

Zwar lag dessen Herkunft noch immer im dunkeln, aber er war von den Sternen gekommen.

Und hier am Schrein sah ich die Zeichen der Planeten, die man auch als Sterne bezeichnen konnte. Somit war für mich die Verbindung eigentlich klar. Jetzt brauchte ich nur mehr den Deckel zu öffnen, um sehen zu können, was der Schrein beinhaltete.

Ich wußte, daß ich vor einem entscheidenden Schritt stand. Wenn ich den Deckel aufstemmte, konnte es mir unter Umständen gelingen, ein Rätsel, das sich um die Entstehung des Spuks rankte, zu lösen.

Flach lag er auf dem sargähnlichen Unterteil. Ich blickte in die Höhe

und sah über mir den gläsern wirkenden Schachteingang.

Diese Tatsache beruhigte mich irgendwie, vor allen Dingen deshalb, weil ich auch das Kreuz auf dem Mittelpunkt des runden Deckels liegen sah.

Wie schwer war der Schrein?

Ich faßte ihn an, hob ihn hoch und wunderte mich über das geringe Gewicht. Die Schwerkraft hier hatte der Magie nicht standhalten können und war aufgehoben worden. Ich glaubte daran, mich zwischen den Dimensionen zu bewegen. Irgendwie mußten sich hier zwei Grenzen überlappt haben, auf deren schmalen Grat ich mit beiden Beinen stand.

An einer Kante stemmte ich den Schrein in die Höhe und konnte an seinen breiten Rändern Halt bekommen, weil der Deckel nicht genug bündig mit dem Unterteil lief, sondern vorstand.

Ich hievte ihn hoch.

Es existierte keine Leiter und auch keine Treppe, die mich hätte nach oben bringen können, ich mußte mich voll und ganz auf die anderen Kräfte verlassen, die dafür sorgten, daß ich wieder in meine normale Umgebung zurückkehrte.

Allein mein Wille reichte aus, mich in die Höhe gleiten zu lassen.

Ein Gefühl, das ich kaum beschreiben kann. Ich erlebte es so intensiv und klar, auch ohne Angst, nicht wie damals, als ich ebenfalls schwebte und durch einen Sumpf das geheimnisvolle Land Aibon erreichte.

Hier war es anders.

Ohne Furcht gelang es mir, den Schacht zu verlassen und mich an die Oberfläche zu begeben.

Abermals durchstieß ich den Deckel, ohne Widerstand zu spüren.

Ich war meinem Kreuz ungemein dankbar, weil es mir diesen außergewöhnlichen Weg erlaubte.

Andere Luft umgab mich. Ich schmeckte das Wasser, das Salz, die Frische des Grases und dachte daran, daß dies genau meine eigene Welt war, in der ich mich trotz aller Widrigkeiten verdammt wohl fühlte.

Gleichzeitig umgaben mich auch wieder die normalen physikalischen Verhältnisse. Auf einmal war der Schrein nicht mehr so leicht wie in seinem Versteck. Er wurde schwer, kam mir vor wie ein echter Sarg, der aus meinen Händen rutschte, zu Boden prallte, so daß ich schnell zur Seite sprang, um nicht auf den Füßen getroffen zu werden.

Ich blieb stehen und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Die Zeichen der Planeten leuchteten golden auf den Außenseiten. Die Sonne war versunken, noch aber hatte die Dunkelheit den Kampf nicht gewonnen. Sehr deutlich, fast überklar sah ich in diese wilde Küstenlandschaft. In der Ferne stieg ein Vogelschwarm in den

Himmel. Wahrscheinlich waren es Möwen, ich sah sie sehr klar, und dieses Bild zeugte von einem wilden herrlichen Leben.

Bevor ich mich daranbegab, den Deckel aufzustemmen, ging ich zum Schachteingang und nahm mein Kreuz an mich.

Es hatte sich erwärmt.

Um meinen Hals hängte ich die Kette, ohne das Kreuz dabei unter der Kleidung verschwinden zu lassen. Es fühlte sich noch warm an, obwohl der unmittelbare magische Effekt nicht mehr vorhanden war. Auch die Umgebung nahm wieder ihre ursprüngliche Normalität an. Da war nichts mehr von einem durchsichtigen Eingang zu sehen, der normale Deckel lag vor mir und verbarg den Spiegel des Spuks.

Allein stand ich auf dieser Anhöhe. Nur umgeben von einem aufgefrischten Wind, den weiten Geräuschen der Brandung und einer herrlichen Aussicht.

Menschen entdeckte ich nicht. Wer jetzt noch auf war, hocktevielleicht am Kamin oder saß beim Essen. Mich würde niemand stören, wenn ich daranging, das Rätsel des geheimnisvollen Dämonenschreins zu lösen.

Hatte ich es durch magische Kräfte geschafft, den Schrein aus seinem Versteckt zu holen, so blieb mir nun nichts anderes übrig, als den Deckel mit Gewalt zu öffnen.

Mit bloßen Händen schaffte ich es nicht, ich mußte dafür schon mein Taschenmesser benutzen, das ich zwischen den Deckel und das Unterteil einklemmte.

Vielleicht reichte es als Hebel.

Ich ging sehr vorsichtig zu Werke. Ein zu großer Druck konnte die Klinge leicht brechen lassen. Der Schrein bestand aus Holz, das sein Erbauer, Ansgar of Osborne, besonders behandelt haben mußte, weil es im Laufe der langen Zeit noch kein Zeichen des Verfalls zeigte.

Es dauerte eine Weile, bis ich den ersten Erfolg spürte. Der Deckel bewegte sich dort, wo ich das Messer angesetzt hatte, leicht nach oben. Ich hörte sofort wieder auf, da die Gefahr des Brechens bestand. An einer anderen Stelle machte ich so lange weiter, bis ich den gleichen Effekt erzielte, und nahm mir dann wieder eine vor.

So lockerte ich den Deckel an verschiedenen Stellen so weit, daß ich sogar meine Finger in die Lücken schieben konnte. Mit dem nötigen Druck mußte es mir eigentlich gelingen, das Oberteil zu entfernen.

Von zwei verschiedenen Seiten packte ich zu. Meine Finger saßen fest, der Druck nach oben mußte von ihnen nur noch ein wenig verstärkt werden, dann hatte ich es geschafft.

Ich vernahm auch das Knirschen, als sich das Randholz der beiden Teile bewegte, ich gab noch mehr Zug, und plötzlich sprang mir der Deckel förmlich entgegen.

Ich trat zwei Schritte zurück, ließ ihn fallen, ging wieder vor und

schaute in das Innere des Schreins.

Meine Augen wurden groß…

***

Suko hoffte sehr, daß Terry Morgan ihre Angst abschütteln konnte.

Sie wäre sonst für ihn ein zu großes Hindernis auf seinem Weg zum Ziel gewesen.

Natürlich konnte er sie und ihre Furcht verstehen. Schließlich hatte sie mit eigenen Augen gesehen, wie grausam und gemein Dämonen sein konnten, wenn es für sie darum ging, ihre Ziele zu erreichen.

Suko hatte es natürlich eilig. Terry konnte kaum mithalten und bemerkte keuchend: »Wenn ich Ihnen zur Last falle, sagen Sie es. Dann bleibe ich zurück.«

»Nein, Sie kommen mit.«

»Ich will aber…«

Suko drehte sich unwirsch um. »Sie wollen überleben, nicht wahr, Madam?«

»Ja.«

»Dann bleiben Sie bei mir. Sonst ergeht es Ihnen wie Ihrem Freund!«

Terry senkte den Kopf. Sie schluckte hart, stand wieder dicht vor dem Weinen, und Suko strich über ihr Haar. »Tut mir leid, ich mußte Sie so anfahren. Sie sollten begreifen, um was es geht.«

»Schon gut. Das tat mein Bruder auch. Er war fast wie Sie. Irgendwie besessen von seiner Aufgabe. Er wollte immer forschen und Dingen aufdie Spur kommen, die ihren Ursprung in der Vergangenheit hatten. Jetzt ist es vorbei. Und ich fürchte, daß ich ebenso bin.«

»Hat Ihr Bruder konkret nach dem Schrein gesucht?«

»Ja, er nannte ihn nur Schatz. Seine Urlaube hat er in Cornwall verbracht und mit vielen Menschen geredet. Sie haben ihm praktisch die Spur gewiesen. Er war fest davon überzeugt, sein Ziel zu erreichen. Letztendlich ist er gescheitert.«

»Und weshalb sind Sie hier?«

Terry hob die Schultern. »Weil ich fast so bin wie er. Er hat mir zwar nicht viel über sein Hobby gesprochen, aber mich lockte ebenfalls die Abenteuerlust.«

»Oder der Schatz?«

»Kann auch sein. Wenn man diese alten Worte hört, ist man auch als modern denkender Mensch fasziniert. Das wird wohl immer und ewig so bleiben. Wenigstens solange es Menschen gibt. Für mich war nur sein Tod rätselhaft. Er soll ertrunken sein, das kann ich mir kaum vorstellen. Schließlich hat er den Schatz nicht auf dem Meeresgrund gesucht, obwohl dort zahlreiche gesunkene Schiffe aus allen Jahrhunderten liegen. Dort hätte er sicherlich mehr Erfolg gehabt.«

Davon war Suko ebenfalls überzeugt, weitete das Thema nicht mehr

aus, sondern ging weiter.

Sie liefen in Richtung Norden und hatten den Wald noch nicht verlassen. Er war größer, als er auf die Entfernung hin aussah. Noch immer wölbten sich über ihnen die grünen Dächer der Bäume, durch die der allmählich aufkommende Abendwind strich, so daß sie vom Rauschen des Blattwerks begleitet wurden.

Zwei Tote hatte dieser verdammte Wald gefordert. Die aus der Vergangenheit nicht dazugerechnet. Das war zuviel. Suko wollte mit aller Macht dem Spuk ein Ende bereiten, und er wollte auch seinen Partner John Sinclair finden.

Terry riß sich zusammen. Sie hielt gut mit dem Chinesen Schritt.

Und sie beide atmeten auf, als sie sahen, daß der Wald allmählich lichter wurde und sich das Gelände vor ihnen erhob, so daß es schon mehr einem langen, mit Steinen bedeckten Hang glich.

Der Inspektor blieb stehen. Er hatte seine Augen noch mehr verengt. Der Wind kam von vorn, streichelte sein Gesicht und brachte den Geruch von Blüten mit.

»Weit kann es nicht mehr sein«, bemerkte er.

Terry stimmte ihm zu. »Ich sehe bereits Steine. Wahrscheinlich endet der Weg auf einer Hügelkuppe. Mein Bruder hat auch davon geschrieben, daß der Schatz nicht direkt vergraben, sondern auf einer Höhe liegt. Vielleicht in einer Höhle.«

»Das werden wir herausfinden.« Suko gab sich optimistisch, obwohl er sehr genau den Himmel beobachtete, denn die schwarzen, wolkenartigen Dämonen schafften es, sich völlig lautlos zu bewegen, wenn sie sich dem Ziel näherten.

Nach den nächsten Schritten wurden sie von keinen Bäumen mehr gedeckt. Der Wind wehte ihnen frei entgegen. Sie sahen den Aufstieg zu einem ziemlich breiten Hügelkamm, der mit Buschwerk und dichtem Gras bewachsen war. Durch beides strich der Wind wie mit langen Armen.

An der Hügelflanke lagen die großen, grauen Steine. Sie wirkten da wie festgeklebt, besaßen eckige Formen, waren auch manchmal abgeschliffen, und Suko wandte sich an seine Begleiterin.

»Könnten das die Steine gewesen sein, die Ihr Bruder gemeint hat?«

»Durchaus möglich.«

»Die Richtung stimmt.«

»Konnten Sie die genau einhalten?« Terry wischte über ihre Augen. Ohne Brille schmerzte es, wenn sie etwas erkennen wollte.

»Das lernt man.«

Ruhe umgab sie. Nichts wies darauf hin, das etwas Dämonisches oder Unheimliches in der Nähe lauerte. Suko kannte das Gefühl genau, und ihm gefiel eine solche Ruhe nicht. Er dachte immer daran, daß sie urplötzlich vorbei sein konnte, wenn das Grauen zuschlug.

Nicht mehr so rasch wie sonst, ging er voran. War mißtrauischer geworden, beobachtete die Umgebung noch genauer, und Terry Morgan hielt sich dicht hinter ihm.

Gesprochen wurde nicht. Jeder von ihnen lauerte praktisch darauf, plötzlich angegriffen zu werden.

Und sie sollten sich nicht getäuscht haben.

Zwar erfolgte kein direkter Angriff auf sie, aber beide sahen die dunklen Wolken zur gleichen Zeit, die hinter ihnen aus dem Wald gestiegen sein mußten und gar nicht mal hoch über den Baumkronen hinweg in ihre Richtung schwebten.

»Da sind sie ja!« Terrys Stimme zitterte.

Suko handelte sofort. Er packte die Frau und zog sie in eine provisorische Deckung am Rand des Hügelhangs, wo sich eine kleine Mulde befand, in die sie hineintauchen konnten.

»Bleiben Sie da liegen!« forderte Suko.

Terry hob den Kopf. »Und was machen Sie?«

Der Inspektor verzog die Lippen, als er schräg in die Höhe auf die treibenden Wolken deutete. »Ich werde mich ihnen widmen. Für mich sind sie der perfekte Wegweiser. Sie können mir ja die Daumen drücken, während Sie hier liegenbleiben.«

Er sprach's und ließ Terry Morgan zurück.

Ich spürte weder den Wind noch den Geruch nach Frische, der mir entgegengeweht wurde, ich hatte nur Augen für den jetzt völlig offenen Dämonenschrein.

Leer war er nicht.

Es lag jemand darin.

Ein Kopf!

Weiß, fast wie eine Maske aussehend, die jemand aus Gips hergestellt hatte. Ein relativ weiches Gesicht, mit einem gestreckten Kinn, das in einen Hals hinein mündete, der dann wie abgeschnitten wirkte, denn einen Körper besaß dieser Kopf nicht.

War es der Spuk? War das seine Reliquie, nach der so viele gesucht hatten? Vielleicht Millionen von Jahren alt, ein Stück Weltgeschichte, von den Sternen kommend, auf der Erde niedergelegt, dann gefunden und versteckt worden.

Eigentlich hätte ich vor Glück verbrennen müssen, daß ich diesen Kopf sah. Ausgerechnet ich, wo ich ein großer Gegner des Spuks war. Ich hatte es geschafft, die Reliquie zu finden.

Unwahrscheinlich…

In meinem Hals saß irgend etwas fest, das ich nicht nach unten herunterschlucken konnte. Wie erschlagen kam ich mir vor. Noch immer fiel es mir schwer, diesen Fund zu fassen und ihn überhaupt zu begreifen. Der Kopf innerhalb des Schreins war ein Stück Welten-oder Erdengeschichte, wenn er tatsächlich von einem, wie die

Sagebehauptete, Sternenvolk zurückgelassen worden war. Und aus ihm hatte sich der Spuk gebildet, jener Dämon, den ich eigentlich nur als amorphen Schatten kannte, und bei dem ich als Urgestalt eigentlich den Körper einer Echse oder eines Drachens vermutet hätte. Dies war mir einmal begegnet, als ich ihn zum erstenmal traf. Damals in New York, als ich gegen das Horror-Taxi kämpfte und der Spuk zum erstenmal in das dämonische Geschehen aktiv eingriff.

Und jetzt sah ich den Kopf.

Ein menschliches Gesicht zeigte er. Eine Maske. Ein Schädel, der keinen Namen hatte.

Deshalb auch der Namenlose…

Ich wußte nicht, wieviel Zeit seit dem Öffnen des Schreins vergangen war. Ich stand vor diesem sargähnlichen Gegenstand, den ein Mensch namens Ansgar of Osborne für die Reliquie gebaut hatte, und den ich jetzt gern über weitere Einzelheiten gefragt hätte, was leider nicht mehr möglich war, denn seine Vernichtung ging auf meine Kappe.

Lange Zeit hatte er verborgen in der Erde gelegen, bewacht von Wesen, die in ihrem Äußeren dem Spuk sehr nahe standen. Nun hatte ich den Sarg geöffnet, ich konnte, wenn ich wollte, diesen Schädel dort einfach zerstören.

Aber wollte ich das tatsächlich?

War es nicht besser, wenn ich ihn mitnahm, ihn anderen gab, damit sie ihn untersuchen konnten?

Ja, für diese Möglichkeit entschied ich mich und faßte mir gleichzeitig ein Herz, den Kopf zu berühren. Ich drückte meinen Oberkörper vor, spürte das leichte Ziehen im Magen, ein Gefühl der Spannung, denn diesen Gegenstand anfassen zu können, kam einem Wunschtraum gleich.

Ich streckte meine Arme aus. Auf der Stirn lagen Schweißperlen. Vorsichtig ging ich zu Werke. Mir war nicht bekannt, aus welch einem Material der Kopf bestand, deshalb mußte ich achtgeben, daß er nicht unter der Berührung zerbrach.

Weiß wie Gips war er. An zwei verschiedenen Seiten legte ich meine Hände an. Die erste Berührung, vorsichtig und behutsam angesetzt, gab mir keine Aufklärung über das Material. Ich spürte es nur mehr an meinen Handflächen und wunderte mich über die Glätte, als bestünde der Kopf aus einer Haut.

Dann hob ich ihn an.

Das heißt, ich wollte es und zuckte zurück, denn so schwer hätte ich ihn mir nicht vorgestellt. Nein, den bekam ich beim ersten Anlauf nicht in die Höhe, obwohl es mir innerhalb des Verstecks gelungen war, den Schrein zu tragen.

Da mußte schon jemand her.

Wenn es dann auch mit einer Hilfe nicht klappte, blieb mir nichts

anderes zu tun, als ihn vielleicht durch Schläge zu zerstören und die Reste zur Untersuchung zu geben.

Soweit war ich noch nicht.

Zudem hatte ich plötzlich andere Sorgen, die mich quälten, denn ich spürte sehr genau den kalten Hauch, der in meinem Rücken wehte und mich am Hals berührte.

Es war kein normaler Wind, das wußte ich sofort.

Rasch drehte ich mich um – und sah die beiden schwarzen Wolken dicht vor und über mir…

Sie hatten es also geschafft und mich damit überrascht. Es war ihre Aufgabe, die Reliquie zu schützen, und ich hätte mich gewundert, wenn es anders gekommen wäre.

Angst verspürte ich nicht. Ich vertraute auf meine Stärke, schon einmal hatte ich einen der ihren vernichten können, und auch diese dunklen Wolken sollten mich nicht überraschen.

Ich sah ihre Gesichter. Sie hatten sich nicht völlig aufgelöst. In der Wolke rechts von mir schimmerte das glatzköpfige Gesicht mit dem einen Auge. Es stand auf der Stirn und starrte mich ohne Unterlaß an, als suchte es nach einer besonders schwachen Stelle an meinem Körper. Das Gesicht selbst leuchtete rötlich, wurde aber zumeist von der schwarzen Wolkenfarbe überlagert.

Das andere Gesicht in der zweiten Wolke zeigte eine fahle, weiße Farbe. Es sah aus, als hätte jemand die einzelnen Züge angestrichen.

Blasse Augen schauten mich an, ein Mund war nicht zu sehen.

Wenn dieses Wesen einen besaß, so verschwand er fast völlig.

Was wollten sie von mir?

Es war einfach, eine Antwort auf die Frage zu finden. Sie wollten mich daran hindern, die Reliquie des Spuks an mich zu nehmen und mit ihr zu verschwinden. Da ich freiwillig nie auf sie einging, kam eigentlich nur Gewalt in Betracht.

Es war der Einäugige, der mich ansprach. Seine Stimme drang flüsternd aus der Wolke. »Was hast du getan?« hörte ich ihn sprechen. »Du hast einen Verrat begangen. Du, ein Unwürdiger, hast das entweiht, was für die Magie heilig ist. Die Reliquie des Spuks, etwas aus den Urzeiten der Welterschaffung, das nicht in fremde Hände fallen darf.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, entweiht habe ich es nicht. Ich freue mich darüber, daß ich diesen Wettlauf gewonnen habe und dieses Versteck fand, bevor mir ein anderer zuvorkam.«

»Von wem sprichst du?« fragte der Bleiche.

»Kennt ihr Asmodis?«

»Ja, wir haben den Namen schon gehört.«

»Er ist der Teufel, der Höllenherrscher, ein Feind des Spuks, eures Herrn und Meisters. Auch er wollte die Reliquie an sich reißen und

hätte den Weg fast gefunden, wenn ich nicht schneller gewesen wäre. Das zur Information. Glaubt mir, es ist besser, wenn ich die Reliquie an mich nehme.«

»Nein!« sagten sie zur gleichen Zeit. »Niemand darf sich an ihr vergreifen. Wir sind die Diener des Spuks. Wir haben den Auftrag, über sie zu wachen und fremde Hände von ihr fernzuhalten. Dieser Arbeit werden wir auch nachkommen.«

»Und wenn ich euch nicht lasse?«

Ich hörte ihr leises Lachen. »Wie willst du uns daran hindern?« fragte der Einäugige.

»Ich habe schon einmal bewiesen, daß ich stärker bin als ihr. Euer Freund Tri-Arion unterschätzte mich. Er lebt nicht mehr, ich habe ihn vernichtet, mein Kreuz schleuderte seine geballten Magien gegen ihn. Dem konnte er nicht widerstehen. Geht in den Wald, dort werdet ihr ihn sehen. Eingerahmt in den Boden, ein schwarzer Fleck, mehr nicht. Das wird mit euch ebenfalls passieren, denn ich bin nicht gewillt, so dicht vor dem Ziel aufzugeben. Die Reliquie gehört mir!«

Endgültige Worte, die ich ihnen entgegenschleuderte, die sie auch verstehen mußten und unterstrichen bekamen, als ich mich bückte und nach dem im Schrein liegenden Kopf faßte.

Sie attackierten mich nicht, als ich noch einmal versuchte, den Kopf anzuheben. Sie warteten.

Vielleicht auch auf die Stimme, die ich plötzlich hörte und auch kannte. Woher sie kam, konnte ich nicht sagen, aber ich hatte das Gefühl, als würde sie der Kopf aussprechen.

»Geisterjäger John Sinclair!« vernahm ich das rauhe Flüstern.

»Diesmal hast du dir zuviel vorgenommen. Du bist in Gebiete eingedrungen, die dir verschlossen bleiben sollen. Versuche niemals, darüber nachzudenken. Wahrscheinlich würdest du wahnsinnig werden, weil dein Gehirn einfach zu klein ist, dies zu begreifen. Rüttle nicht an den Urfesten des Seins. Verzichte auf das, was ein Sternenvolk zurückgelassen hat. Rüttle nicht an Dingen, die noch schlafen…«

Sehr intensiv hatte der Sprecher geredet. Mir war bei jedem Wort ein Schauer über den Rücken gelaufen, und ich wußte schon jetzt, daß ich diesem Unsichtbaren gehorchen würde.

Wer da mit mir Kontakt aufgenommen hatte, war kein Geringerer als der Seher…

Aus dem unendlichen Raum hatte dieses Wesen zu mir gesprochen. Oft hatte ich über ihn und seine Existenz nachgedacht. Ich wußte nicht, wer er war. Er konnte ein Wesen sein, ein Geist, er konnte sich aber auch aus mehreren zusammensetzen, die für sich allein das Gute gewollt hatten, aber zu schwach waren, es durchzusetzen und sich so zu einer Einheit gefunden hatten.

Er war ein Ratgeber, er war ein Weiser, er hatte mich immer das Rechte gelehrt, er kannte Zusammenhänge, die mir fern waren, und es wäre töricht gewesen, nicht auf ihn zu hören.

Hätte ich die Reliquie an mich genommen, wäre ich unter Umständen mit einer magischen Zeitbombe durch die Welt gelaufen, die mich irgendwann einmal zerstört hätte.

So stand ich da, spürte den Wind, die Kälte der dämonischen Wolken und hielt meine Hände gegen die Reliquie gepreßt.

Noch zögerte ich, und dachte über die mahnenden Worte des aus dem Unsichtbaren Schauenden nach. Ich handelte in diesem Augenblick sehr menschlich, und Menschen begehen Fehler, weil sie alles haben und wissen wollen. Trotz des gutgemeinten Ratschlags fiel es mir so unendlich schwer zu verzichten, denn ich focht einen inneren Kampf aus. Sollte ich alles aufgeben und dem Ratschlag folgen?

Ich löste meine Hände.

Der Seher, den ich nicht sah, kontrollierte mich. Wieder hörte ich ihn sprechen. Seine Worte verließen die Dimension, um mich zu erreichen, und sie lobten mich.

»Es ist gut, daß du so etwas getan hast. Laß die Reliquie im Schrein. Dort ist sie gut aufgehoben. Irgendwann einmal wirst du sie bekommen und vielleicht das Rätsel um den Spuk ganz lüften. Er kommt von den Sternen, hat sich für das Böse entschieden, und dabei wird es bleiben. Laß ihn in Ruhe, er ist zu stark, du könntest ebenfalls in den Kreislauf hineingeraten, und das würde ich dir nicht wünschen.«

Die letzten Worte überzeugten mich. Ich war tatsächlich nicht so vermessen, dagegen anzukämpfen. Also wollte ich auf die Reliquie verzichten, nach der ich so intensiv gesucht hatte. Manchmal ist es besser, wenn man als Mensch einen Weg einschlägt, der Verzicht bedeutet, im Endeffekt aber mehr bringt, als eine Handlung, die nicht zu überblicken ist.

Ich richtete mich langsam wieder auf.

Mein Gesicht war eine blasse Maske. Die Züge wirkten wie eingefroren, das wußte ich auch, ohne in den Spiegel geschaut zu haben.

Mein Blick war nach innen gekehrt, ich spürte die gespannte Haut auf meinem Rücken, denn dieser von mir angesehene Kopf hatte etwas mit der Entstehung der Welten zu tun, als Sternenvölker kamen, um Macht zu übernehmen.

Ich wischte über mein Gesicht, trat gleichzeitig einen Schritt zurück und deutete mit der Hand auf den Schrein. »Ihr könnt ihn nehmen«, erklärte ich.

Die beiden Dämonen starrten mich aus der Wolke her ungläubig an.

Ich sah das eine Auge Casials, wie es sich bewegte und eine intensivere Farbe annahm. Er konnte es nicht fassen, mußte innerlich erregt sein, und diese Gefühle zeichneten sich durch die Farbskala ab.

»Du willst ihn nicht?« fragte der Bleiche.

»Nein.«

Sie waren äußerst mißtrauisch geworden. »Sag uns den Grund!« forderte Murghal.

Den würde ich ihm nicht unter die Nase reiben und schüttelte den Kopf. »Ich habe es mir eben anders überlegt.«

»Sollen wir das glauben?«

»Ihr müßt es.«

»Wir können es nicht«, erklärte der Einäugige. »Du bist ein Mensch, du hast alles eingesetzt, um diesen Schrein zu finden. Jetzt hast du ihn gefunden und willst ihn hergeben. Das können wir einfach nicht begreifen. Es ist ein Trick.«

Ich schaute sie an, schüttelte den Kopf, bückte mich und hob den Deckel des Schreins an. Sie schauten mir zu, wie ich ihnen, nachdem ich einen letzten Blick auf den weißen Kopf geworfen hatte, ihn auf das Unterteil des Schreins legte und ihn festdrückte. Ich tat es mit bedächtigen Bewegungen und hatte nicht einmal ein schlechtes Gefühl dabei, sondern ein gutes Gewissen, genau das Richtige zu tun, denn der Seher hatte es bisher immer gut mit mir gemeint.

Nachdem ich mit meiner Arbeit zufrieden war, richtete ich mich auf, deutete abermals auf den Schrein und sagte: »Nehmt ihn mit. Faßt ihn, zerstört ihn, tut, was ihr wollt. Ich will ihn nicht mehr haben. Er gehört wieder euch.«

Ich konnte mich nicht erinnern, jemals sprachlose Dämonen erlebt zu haben. Diese hier waren es. Sie brachten kein Wort hervor, zu sehr hielt sie die Überraschung in den Klauen. Obwohl ihre Gesichter von den schwarzen Wolken umrahmt wurden, sah ich dennoch die Überraschung auf ihnen. Ich ging so weit zurück, bis ich sogar den Schacht passierte, in dem der Schrein gestanden hatte.

»Nehmt ihn!«

Erst jetzt merkten die beiden Dämonen, daß ich es tatsächlich ernst meinte. Sie bewegten sich.

Die Wolken bildeten Kreisel, die sich zusammenzogen, zu Spiralen wurden und die beiden Gesichter völlig verdeckten. Gleichzeitig plusterten sie sich auf, verwandelten sich in schwarze Bälle und schwebten über dem geschlossenen Schrein.

Ich war gespannt, wie sie ihn fortschaffen würden, und sah in den folgenden Sekunden ihre Verwandlung.

Aus den beiden Wolken stachen lange Arme hervor.

Sie wirkten wie knorrige Äste, auf denen das dunkle Haar sehr dicht wuchs und schon fast ein Fell bildete. Die Arme endeten in schwarz

glänzenden Pranken und langen, gekrümmten Fingern und breiten, aber dennoch scharfen und spitzen Nägeln.

Mir taten sie nichts. Ich interessierte sie nicht mehr, sie schwebten über dem Schrein, packten zu und hoben ihn an. Gleichzeitig vereinten sich die beiden Wolken zu einer einzigen, so daß beide Wesen jetzt zusammenliefen und keiner gegen den anderen arbeitete.

Ich hatte den Deckel wieder so fest wie möglich auf den Schrein gedrückt. Er stand etwas vor, damit die beiden Dämonendiener ihre tierartigen Finger darum krallen konnten. So bekamen sie den Halt, den sie brauchten, um den Schrein in die Hohe zu hieven.

Das taten sie auch.

Es war ein außergewöhnliches Bild, als die mit Armen versehene Wolke allmählich in die Höhe stieg und schon Sekunden späterübermannshoch über den Felsen schwebte.

Ich fühlte so etwas wie Wehmut in mir aufsteigen. Sehr nahe war ich daran gewesen, ein Rätsel zu lösen, dessen Tragweite ich noch gar nicht erfaßte. Ich hatte es nicht getan. Ich hatte auf den Seher gehört, und vielleicht war es richtig gewesen.

Bestimmt sogar.

»Und das läßt du zu, John?« hörte ich plötzlich eine Stimme hinter mir, drehte mich um und schaute in das verständnislose Gesicht meines Freundes Suko…

***

Er stand da, hielt die Dämonenpeitsche fest, sah ratlos aus und schüttelte den Kopf. Ich an seiner Stelle hätte ebenso gehandelt. Wie sollte er auch begreifen können, was ich alles erfahren hatte?

Ich nickte sehr langsam. »Ja, Suko, das lasse ich zu. Ich mußte es zulassen. Es war besser so.«

Er holte tief Atem. »Ich verstehe dich nicht, John. Du hattest die einmalige Chance, das an dich zu nehmen, wonach andere so gesucht und geforscht haben. Es lag zum Greifen nahe vor dir. Und da gehst du hin und läßt es einfach so…«

Meine Handbewegung hatte ihn unterbrechen. »Suko, es ist mir schwergefallen, aber es gab einen Grund, weshalb ich es nicht getan habe.«

»Und welchen?«

»Der Seher riet mir, den Schrein anderen zu überlassen!«

Mein Freund trat einen Schritt zurück. Mit dieser Antwort hatte er nicht gerechnet. »Der Seher?«

»Ja, er!«

Suko nickte. »Ich verstehe«, sagte er leise, »obwohl ich im Prinzip nichts begreife, aber du wirst schon recht haben, wenn du so redest. Es ist deine Entscheidung gewesen, John.«

»Wobei ich hoffe, das Richtige getan zu haben.«
»Würde dich der Seher hereinlegen?«
»Nie, glaube ich.«
»Das meine ich ebenfalls«, gab mein Freund zu. »Dann kann ich dich verstehen.«
Unsere Unterhaltung hatte Zeit gekostet. In der Zwischenzeit war es den beiden Dämonendienern gelungen, den Schrein weiter zu entführen. Mit ihm hineinzustoßen in die allmählich dichter werdenden Abendwolken und fast in ihnen unterzutauchen.
Wir schauten ihnen nach. Ich überlegte dabei, ob ich so etwas wie Bedauern darüber spürte. Nicht direkt ein Bedauern, vielleicht eine gewisse Traurigkeit, daß mir die letzten großen Dinge oder das Wissen, das das Leben und die Existenz zusammenkittete, verborgen blieb. Nur manchmal lüftete sich der Schleier etwas, da bekam ich Andeutungen, wie in diesem Fall hier durch den Seher.
Doch der Mensch sollte immer wissen, wohin er gehörte. Wenn ich es so sah, konnte ich froh darüber sein, die Reliquie nicht bekommen zu haben. Man muß auch mal verzichten können. Oft genug sagten Eltern ihren Kindern so etwas.
Diesmal war ich, ein Erwachsener, es, der so handelte.
»Da schweben sie hin!« durchbrach Sukos Stimme meine Gedanken. »Sie fliegen weg, vielleicht tauchen sie ein in die Unendlichkeit. Sieh, John, die Wolken.«
In der Tat veränderte sich bei ihnen etwas. Ihre Umrisse waren schärfer geworden, und sie hatten einen anderen Glanz bekommen.
Grünlich, mit einem gelben Farbton dazwischen.
Wie Schwefel…
»Kannst du dir einen Reim darauf machen?« fragte Suko.
»Noch nicht.«
Wir verfolgten beide gespannt den weiteren Weg des Schreins, der nach wie vor von den vier Klauen gehalten wurde und in eine gewaltige, dunkle Wolkenburg hineingetaucht war, die sich am Himmel ausgebreitet hatte. Sehr wuchtig, kaum meßbar, aufgequollen, quirlend in ihrem Innern und die äußeren Umrisse mit einer grüngelben Kontur nachzeichnend.
»Da stimmt etwas nicht!« flüsterte Suko.
Der Meinung war ich ebenfalls. Normalerweise hätte der Schrein weiterwandern müssen, aber die beiden Dämonen stoppten, weil sie es nicht schafften.
Jemand hielt sie auf.
Und dieser jemand erschien explosionsartig innerhalb der gewaltigen Wolkenburg.
Ein Bekannter von uns.
Asmodis!

»Verdammt, der Teufel!« Suko hatte nicht anders gekonnt. Er mußte die Worte einfach aussprechen und verschaffte sich allein durch den rauhen Tonfall Luft.

Ich wußte, was er wollte. Mir hatte der Seher geraten, den Schrein nicht zu nehmen, Asmodis würde sich einen Dreck darum kümmern und die Reliquie an sich reißen.

Gegen ihn standen zwei Dämonen. Für den Teufel eine Kleinigkeit, dessen fratzenhaftes Gesicht übergroß in einem flammend roten Kreis innerhalb der schwarzen Wolkenburg leuchtete und grausam sowie triumphierend verzerrt war.

Er wußte auch, daß wir in einer relativen Nähe zu ihm standen, er sah und sprach uns an.

»Ich muß mich bei dir für die Hilfe bedanken, Geisterjäger. Du hättest die Reliquie an dich nehmen können. Du hast es nicht getan.« Er lachte. »Sie war wohl eine Nummer zu groß für dich, wie?« Noch einmal schallte mir sein Brüllen entgegen, und dann handelte er.

Der Höllenherrscher kannte kein Pardon. Er vernichtete gnadenlos, wenn es um seine Ziele ging.

Das demonstrierte er uns auch hier.

Aus der Wolkenmasse drangen gellende Schreie an unsere Ohren, als der Teufel seine höllische Kraft einsetzte. Er zerstörte durch ein magisches Feuer. Casial und der andere Dämon waren chancenlos.

Ihre Pranken verbrannten inmitten einer Glutspur zu dämonischer Asche, die der Wind wie einen langen Schleier über den Himmel und in unsere Richtung trieb. Auch die Körper der beiden verglühten unter dem magischen Ansturm der Hölle. Für einen Augenblick riß die Wolkenburg auf, so daß wir ein freies Blickfeld besaßen und ein Gesicht zu sehen bekamen, das wie ein gewaltiger Felsen im Hintergrund stand, wo es bläulich schimmerte.

Das Gesicht des absolut Bösen.

Die kalte, gnadenlose und menschenverachtende Fratze Luzifers, der seinem ersten Diener Rückendeckung gab. Er würde das an sich reißen, was ich einmal hätte nehmen können.

Er, der die Zeiten kannte, deren Beginn erlebt hatte und durch den Erzengel Michael in die ewige Verdammnis gestoßen worden war, dachte nicht daran aufzugeben.

Luzifer befand sich auf dem Weg nach oben.

Und der Spuk gehörte zu seinen Feinden. Was lag näher, als eine Reliquie dieses Feindes in die Hand zu bekommen?

Jetzt hatte er sie!

Wir standen da, schauten zu, unsere Gesichter waren blaß und sahen, wie der bläulich schimmernde Schädel unser gesamtes Blickfeld einnahm. So groß war er geworden.

Er drängte Asmodis zurück, denn er wollte den Schrein in Besitz

nehmen. Wir sahen ihn aufleuchten. Die Zeichen auf seinen äußeren Seiten glühten golden, bevor der Schrein vor unseren Augenverschwand, als hätte es ihn nie gegeben.

Vor uns lag wieder ein völlig normaler, wolkenverhangener Nachthimmel, an dem sogar die ersten Sterne blitzten und uns aus der Unendlichkeit einen Gruß zuwarfen…

***

Suko und ich saßen uns auf einem Felsblock gegenüber und hatten die Zeit vergessen. Wir achteten auch nicht auf Terry Morgan, die den Weg ebenfalls hinter sich gelassen hatte und im Gras lag. Sie hing ebenso ihren Gedanken nach wie wir unseren.

Ich selbst machte mir Vorwürfe. Suko dachte sicherlich ähnlich, nur sprach er sie nicht aus. Vielleicht wartete er darauf, daß ich anfing zu reden, aber ich brachte es nicht fertig, denn ich wußte nicht, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen sollte.

Bis sich ein anderer einmischte, der meine Gefühle wohl aufgefangen haben mußte.

Der Seher.

»Zürne nicht, John«, hörte ich ihn reden. »Denke mal anders, positiver. Es ist besser so, daß Luzifer ihn an sich genommen hat. Besser für euch, weil ihr es leichter habt. Der Spuk wird es schwer haben, denn Luzifer und er sind Feinde. Denke daran, als die Großen Alten versucht haben, sich gegen die Hölle zu stemmen und umgekehrt. Da hast du selbst die Feindschaft erlebt. Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Versucht ihr, bei den folgenden großen Auseinandersetzungen der Dritte zu sein. Das möchte ich euch raten.«

Mehr sagte er nicht. Doch es hatte gereicht, um mich wieder optimistischer werden zu lassen. Suko sah das Lächeln auf meinen Lippen und fragte nach dem Grund.

Ich sprach mit ihm über die Worte des Sehers.

Mein Freund hob die Schultern. »Jedes Ding hat zwei Seiten, John, wir sollten es wirklich so sehen und nehmen, wie es ist. Wenn Luzifer den Spuk und damit auch seine Helfer bannt, können wir uns auf andere Dinge konzentrieren. Aibon, die Templer-Ritter, vielleicht der Dunkle Gral oder dieser Hector de Valois…«

Ich nickte. »Du hast recht, Alter. Komm, hier haben wir nichts mehr zu suchen…«

Wir gingen und nahmen Terry Morgan in die Mitte.

Nicht einmal einen Blick warf ich zurück. Jetzt hieß es für uns wieder einmal, nach vorn zu schauen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 387 »Satans Killerhai«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 339 »Die Stunde des Eisernen Engels«